

Schwelende

GLUT



J.F.Lövgren

**J. F. LÖVGREN**

**Schwelende  
Glut**

**J**ans Lindemo war sofort hellwach. Sonst dauerte es morgens eine ganze Weile, bis er sich besonnen hatte. Aber heute setzte er sich mit einem Ruck auf und rieb sich die Augen.

Richtig – es war ja wirklich Sonntag heute. Er hob die Gardine und spähte hinaus. Die Sonne blendete ihn, daß ihm die Augen fast weh taten. Ach, wie schön! Sonntag und herrliches Wetter!

Er überlegte, wie spät es wohl sein könnte, als er gedämpfte Stimmen aus der Küche hörte. Vater und Mutter waren also schon auf. Man vernahm Tassenklirren. Dann war seine Mutter dabei, den Frühstückstisch zu decken. Heute gab es Kuchen wie jeden Sonntag.

Jans hatte eigentlich große Lust, noch liegenzubleiben. Ach, das herrliche Dösen! An gewöhnlichen Tagen mußte er nach dem Erwachen unweigerlich sofort aufstehen – unmenschlich früh, denn er war Lehrling in der Glashütte und hatte mit seiner Arbeit vor allen anderen anzufangen. Aber heute war Sonntag.

Irgend etwas arbeitete und wühlte in ihm. Eine Art Freude – eine verstohlene Freude. Er hatte sich heute etwas vorgenommen, von dem Vater und Mutter nichts wußten. Das brauchten sie auch nicht zu wissen, denn es würde ihnen nicht angenehm sein. Daß er auch Eltern haben mußte, die es mit allem so genau nahmen!

Darum wurde auch nie ein richtiges Vergnügen aus dem, was einem vorher so vergnüglich erschien. Immer drohte dahinter ein Stachel, der schmerzte, eine Kohle,

die glühte – besonders dann, wenn man versuchte, die Sache recht harmlos hinzustellen.

Es war ja ganz schön, einen Vater zu haben, der nicht trank oder etwas Ähnliches tat, aber er brauchte ja auch nicht gleich so genau zu sein und nicht so betont christlich. Alles, was einem Spaß machte, verlor seinen Glanz, wenn der Vater es nicht mochte.

Jetzt hörte Jans auch die beiden älteren Schwestern in der Küche und des Vaters ruhige Stimme: „Guten Morgen, meine Mädels!“

Jans warf die Decke ab und stand mit einem Satz mitten im Zimmer.

Er überlegte weiter. Ja, wahrhaftig, Vaters Stimme war wie eine liebkosende Hand, wenn Jans ein gutes Gewissen besaß. Hatte er aber ein schlechtes, wirkte die gleiche, ruhige Stimme wie ein schmerzender Brand. Jans formte seine Gedanken nicht so klar, aber er dachte doch über die Stimme seines Vaters nach, während er in die Kleider schlüpfte.

„Ach, das ist schön“, sagte der Vater, als Jans hereinkam, „nun können wir alle zusammen frühstücken. Du bist wohl auch froh, daß heute Sonntag ist, Jans?“

Der murmelte ein Ja. Wenn der Vater nur nicht zuviel fragte!

Die Mutter lächelte. Ja, die Mutter! An ihr war kein Makel. Jans fand sie schön, und die Schwestern sagten auch oft, niemand habe eine so feine Mutter wie sie. Er konnte sich nicht erinnern, sie jemals unordentlich gesehen zu haben, mit ungekämmtem Haar oder unordentlichen Schuhen oder gar in Unterkleidung, und wenn es noch so früh am Morgen war. Auch heute sah sie wieder frisch und appetitlich aus in ihrer sauberen, weißen Schürze.

„Nun ist alles fertig“, sagte sie.

Das war die Aufforderung, sich an den Tisch zu setzen. Gleich darauf kam die übliche Sonntagsermahnung vom Vater: „Legt gut Brot unter, Kinder, und dann erst den Kuchen obenauf.“

Aber niemand machte sich etwas aus Brot, wenn Sonntagskuchen auf dem Tisch stand.

Jans war der Kuchen heute nicht so wichtig. Nein, heute kam es ihm nur darauf an, schnell wegzukommen.

Der Vater saß da und plauderte gemütlich, und auch die Mutter war fröhlich. Wenn sie doch unfreundlich und mürrisch wären! Dann würde es sehr viel leichter sein, seine eigenen Pläne zu haben und auszuführen. Aber Vater und Mutter verletzen, wenn sie so freundlich waren – nein, das paßte ihm gar nicht in seine Absichten.

„Du bist heute so still“, sagte der Vater.

„Ich bin noch müde“, sagte Jans und studierte die Rosinen im Kuchen.

Er war froh, daß sich die anderen unterhielten. Dann vergaßen sie ihn, und das war ihm heute am liebsten. Vielleicht glückte es ihm, in aller Stille zu verschwinden – aber das war unwahrscheinlich. Nein, das ging gewiß nicht.

Jetzt nahm der Vater die Bibel vor. Jans seufzte resigniert. Er fand es zwar richtig, daß Christen in der Bibel lasen, besonders am Sonntag. Aber es war sonderbar mit Vaters Lesen und Beten. Es führte zu einer Art geistlicher Zugluft, die die schwelende Glut seines Gewissens zum Lodern brachte. Er hörte: „Herr, wenn wir heute irgend etwas gegen deinen Willen tun, dann mache unser Herz unruhig, damit wir erkennen, daß wir auf Abwegen sind.“

Irgend so etwas betete der Vater immer. Er richtete mit seinen Gebeten förmlich einen Zaun um die Bedürf-

tigen auf. Jans mußte oft einen Sprung tun, um über diesen Zaun zu gelangen. Heute auch wieder.

„Ihr geht doch heute mit mir zum ‚Silo‘?“ Der Vater fragte alle drei auf einmal.

Das „Silo“ – so genannt nach der Stadt, in der sich zur Richterzeit das Heiligtum des Volkes Israel, die Bundeslade, befand – war eine schmucke Kapelle, die Versammlungsstätte der Gemeinde, zu der die Familie Lindemo gehörte.

„Ich nicht“, sagte Hilde, „ich bin heute dran, Mutter zu helfen.“

„Und du, Hardi?“

„Ja-a“, zögerte diese.

„Du hast keine Lust?“

„Man muß so lange still sitzen. Aber ich gehe mit.“

Der Vater sah nicht sehr erfreut aus, denn es lag ihm daran, daß seine Kinder ohne Zwang mitkommen sollten.

„Und Jans?“

Der war schon auf dem Weg zur Tür. Er blieb enttäuscht stehen, weil er damit gerechnet hatte, daß er sich hinausstellen könnte, solange der Vater mit den anderen sprach.

„Ich kann heute nicht in die Kirche.“

„So? Du kannst nicht?“

„Ich muß hinaus – in den Wald.“

„Willst du damit nicht bis nach Tisch warten?“

„Man kann nicht wissen, wie nachher das Wetter wird.“

„Das wird gut. – Das Wetter, meine ich.“ Der Vater sagte das sehr bestimmt.

„Die andern warten auf mich“, erklärte Jans.

„Wer?“

„Die Jungens.“

„Jonas Hei?“ fragte der Vater.

Jans mußte sich zusammennehmen, um lügen zu können.

„Nein, Jonas nicht.“

„Schön. Der ist keine passende Gesellschaft für dich.“

Der Vater hörte auf zu fragen, aber Jans merkte, daß er betrübt war. Er seufzte.

Endlich war Jans draußen im Sonnenschein. Ihm war, als sei er aus einem Käfig entschlüpft. Die düsteren, schwarzen Fabrikgebäude lagen in öder Sonntagsstille. Die Sonne versuchte, auch ihnen einen Schimmer von Schönheit zu geben. Aber der hohe Schornstein machte den Versuch zuschanden, denn er stieß den dicken, zähen Kohlenrauch in Massen aus, daß er sich wie Schatten über alle Häuser legte.

Jans stürmte durch die schmutzigen Straßen mit den kleinen Arbeiterhäusern bis zu einer großen Baracke. Dort klopfte er an eine Tür auf der oberen Galerie und ging hinein.

„Ist Jonas da?“

Frau Hei stand in der Küche, groß, breit, halb angezogen, aber sanftmütig.

„Ha, ha“, wisperte sie, „du bist ja heute so zeitig auf den Beinen, Lindemo!“

In ihren Augen lauerte etwas, und Jans fühlte mehr, als er verstand, daß Frau Hei mit dem Namen Lindemo zum Ausdruck bringen wollte, daß er der Sohn von Lindemo, dem Vorstand der „Silogemeinde“, sei. Ihm war dabei, als würfe einer einen Stein nach seinem Vater.

„Ja, Jonas ist drin. Er bekommt den Kaffee sonntags ans Bett, verstehst du? Setz dich hin, in zehn Minuten ist er fertig. Wahrhaftig, ich selbst bin auch noch nicht richtig wach geworden.“

Sie reckte und streckte sich, daß die Träger von den Schultern fielen. Jans mußte fortsehen.

Die Stubentür knarrte, und der Mann kam in Unterhosen in die Küche. Er war ebenso klein und dünn, wie seine Frau groß und dick war. Als er Jans gewahrte, brummelte er etwas, was man mit einigem guten Willen als „guten Morgen“ aufnehmen konnte. Er schlich zum Waschkessel hin und nahm die Kelle. Das Wasser sprudelte und kluckerte über ihn hin.

„Schlamperei – das hat die ganze Nacht über gestanden.“

Hei pflegte morgens leicht mürrisch zu sein, besonders wenn er sich erst in der Frühe hingelegt hatte. So war es auch heute gewesen.

„Du möchtest bestimmt schon jetzt einen Schnaps haben“, sagte seine Frau.

„Hast du vielleicht einen?“ Seine Stimme verriet eine schwache Hoffnung.

„Nein. Vor nächsten Sonnabend gibt es keinen.“

„Was für einen Unsinn redest du denn!“

Damit stolperte er auf unsicheren Beinen wieder hinaus, während er mit der einen Hand die Unterhose festhielt. Kurz darauf knackte es drinnen. Hei war wieder ins Bett gegangen. Er hatte bestimmt nicht bemerkt, daß draußen längst schon heller Sonnenschein war.

Frau Hei brummte etwas vor sich hin, das sich in Jans Ohren wie „Schwein“ anhörte.

Nun schien ihm doch, daß es behaglichere Häuslichkeiten gab. Gerade wollte er eine Entschuldigung vorbringen, um hinauszukommen, als Jonas in der Tür erschien mit einem fast in die Augen hängenden Haarschopf.

„Bist du närrisch, so zeitig auf zu sein!“ lachte er.

Jans vermochte im Augenblick Scherze nicht zu ertra-



gen. Sonst konnte er das ganz gut, aber jetzt war ihm plötzlich seltsam zumute. Auf einmal wußte er, was es war: Sein reines, schönes Zuhause stand vor ihm. Doch hier nicht die Luft unangenehm, und waren es nicht auch die Worte, die fielen?

„Du brauchst noch lange“, sagte er zu Jonas. „Ich gehe voraus, wir treffen uns dann draußen.“

„Nein. Bleib doch hier, Junge. Du siehst ja, daß ich gleich fertig bin.“

„Er sehnt sich nach Hause“, sagte Frau Hei. Ihre Stimme war butterweich. Aber hinter den weichen Worten schwelte der Haß gegen die, die nach ihrer Ansicht mehr Glück im Leben hatten als sie.

Jans sah sie erschrocken an. Dann errötete er und senkte den Kopf.

„Na also, nun bin ich fertig“, sagte Jonas etwas später.

Er hatte allerdings bloß seinen Haarschopf in Ordnung gebracht – das Waschen war ausgefallen. Im Grunde mochte er ein hübscher Junge sein, aber er sah älter aus, als er war. Die verschlagenen Augen vor allem paßten nicht recht zu der noch unfertigen, kindlichen Gestalt.

„Na, ihr geht wohl in die Kirche, Jungens?“ Frau Hei lachte leise und warf einen verstohlenen Blick auf Jans.

„Kannst du dir etwas anderes denken?“ fragte Jonas. „Hier habe ich das Gesangbuch.“

Er steckte die Hand in die Innentasche seiner Jacke und holte mit feierlicher Miene ein Kartenspiel heraus.

„Ha, ha, ha“, lachte Frau Hei, diesmal lauter.

Jans wagte nicht zu lachen. Er drückte sich aus der Tür.

Das Kiefernwäldchen reichte bis dicht an die Stadt. Dort standen alte, hochstämmige Bäume mit wenig Unterholz, nur mit etwas Heide und Blumen. Im Waldboden waren ein paar alte Gruben, wahrscheinlich hatte man hier Sand ausgehoben. Jetzt waren sie mit Gras bewachsen.

In diesen Gruben wurden Karten gespielt. Hier saß die Jugend und lehnte sich mit dem Rücken gegen den Grubenrand. In der Mitte stand ein flacher Stein, der als Tisch diente.

Viele hielten sich den ganzen Sonntag über hier auf, ja, auch fast an allen Sommerabenden. Hier war die Schule für schlechte Witze und häßliches Fluchen. Hier schwelte die Glut auf Satans Altar, während dazwischen die kleinen Vögel zwitscherten und es von der Wiese nebenan süß duftete.

Auch Jans hatte sich mit Jonas und zwei anderen niedergelassen. Seine Wangen glühten, denn er verlor Geld. Aber nicht allein das beschäftigte ihn, sondern er konnte den Gedanken nicht loswerden, daß gerade jetzt, während die Karten auf den Stein klatschten, eine nach der anderen, sein Vater in der Kirche saß. Er sah seine hohe Gestalt vor sich, sah ihn mit nach vorn geneigtem Haupt, als wolle er den Worten des Predigers entgegengehen...

Jans wartete auf den Glockenschlag. Wäre nur diese unerträgliche Kirchzeit erst vorüber! Dann würde er bestimmt mehr Ruhe bekommen. In dieser Verfassung verlor er seine armen Geldstücke.

Endlich war es elf.

„Jetzt gehen sie“, sagte Jans.

„Wer?“

Die Jungen sahen ihn verständnislos an, und nun erst merkte er, daß er laut gesprochen hatte.

„Ach – nichts“, sagte er verlegen.

Ja, es erleichterte ihn, daß es endlich elf geschlagen hatte. Nun waren sein Vater und die anderen auf dem Heimweg.

„Bist du nicht dran, zu geben, Mensch?“

„Ja.“ Ach, Vater – wenn ich jetzt nicht gewinne, gewinne ich niemals. Kannst du mir nicht die Karten aus der Hand winden?

Es ging wirklich eine Weile besser für Jans. Aber – zu Hause saßen sie jetzt am Tisch mit der weißen Decke und dem Sonntagsessen. Vater, Mutter und die Schwestern – nur Jans' Platz war leer. Denn er saß hier – in einem Loch. In einer Falle, schien es ihm plötzlich.

Er verspürte auf einmal einen gewaltigen Hunger, so als hätte er heute noch nichts zu essen bekommen. Essen? Nein, war es nicht Vater und Mutter, nach denen ihn hungerte?

„Na, du, Jans“, puffte ihn Jonas, „gib doch acht! Du verlierst, wenn du so schlecht aufpaßt.“

In diesem Augenblick kam Even Reier vorbeigeschlendert, lang und schlaksig. Er war einer von Lindemos Arbeitskameraden. Er blieb stehen und sah zu. Das verschlagene Gesicht zuckte, als wenn ihn ein inneres Lachen schüttelte. Nach einer Weile sagte er mit schadenfroher Stimme: „Na, das ist ja lustig, einen von Lindemos Engeln hier in der Hölle zu entdecken.“

Die Karten fielen Jans aus der Hand, und sein Mund blieb offen stehen. Er starrte hilflos auf die lange Gestalt, und ihm war, als hätte einer seinen Vater mitten ins Gesicht geschlagen.

Er konnte nicht weiter mitmachen, taumelte aus der Grube und ging.

Das Gelächter der anderen folgte ihm.

\*

Die Tür der kleinen Holzkirche, des „Silo“, ging unaufhörlich. Die Leute kamen einzeln, zu zweien und zu dreien, dann wieder eine ganze Gruppe, so daß die Tür ein Weilchen offen stand. Dadurch gab es Zugluft, welche die störte, die schon Platz genommen hatten.

Der Chor sumnte und stimmte die Gitarren oben auf der Empore. Der Kirchendiener sah in den Ofen und schlug dann geräuschvoll die Ofentür zu. Es war zum ersten Male in diesem Herbst eingeheizt worden, deshalb roch es nach verbrannter Ofenschwärze. Aber diesen Duft waren die meisten gewöhnt, und er störte sie nicht. Er leitete gewissermaßen die Saison ein, über die sich besonders die Älteren freuten.

Es kamen immer mehr Leute. Die Tür knarrte fortwährend, wenn auch nur leise, in den Angeln. Für die, die nicht darauf achteten, war es kaum zu hören. Aber der Prediger vernahm es. Auf ihn wirkte das Türenknarren aufmunternd – manchmal aber auch ängstigend. „Sie kommen, um dich zu hören“, knarrte sie. Er versuchte, dieses Empfinden abzuschalten, und betete still, um alle unerwünschten Gedanken zu vertreiben. Aber es war schwer, über seine Gedanken Herr zu werden. Er kannte ja fast alle, die durch die knarrende Tür traten, zum Teil schon an ihren Schritten. Die jetzt kam, war Mutter Jubel. Es war nicht schwer, das mitzubekommen, denn sie ging auf drei Beinen, zwei eigenen und ihrem Stock. Das dritte Bein lärmte am meisten. Eigentlich hörte man nur den Stock. Ihre eigenen Beine gaben nur einen schlürfenden Laut von sich, die hatten es nicht eilig.

Mutter Jubel bestand fast nur noch aus Gicht. Ihre Finger waren steif und gingen in alle Richtungen, ein Wunder, daß sie einen Stock halten konnten. Es war  
14

auch nicht einfach für die Alte, sich hinzusetzen, und man hörte jedesmal einen Seufzer der Erleichterung, wenn sie endlich Platz genommen hatte. Und dann lächelte dieser alte, gichtverzogene Mensch, als wäre er zu einem Fest gekommen. Mutter Jubel war nicht nur ein Bündel von Gicht, sondern sie war auch eine Art Motor der Gemeinde. Bei ihr hielt Gott Gebet und Opferfeuer in hellen Flammen.

Da sprang eine Saite auf einer Gitarre. Alle hörten es und sahen interessiert zur Empore hinauf. Einer schaute auf die Uhr. Ja, es war noch Zeit genug, um eine neue Saite aufzuziehen.

Da und dort saß ein Glasbläser. Er unterschied sich von den anderen durch seine bleiche, fahle Gesichtsfarbe, nur unterbrochen durch rotbraune Flecken auf den Backenknochen.

Jetzt kam ein wohlbekannter Laut von unten. Das war der alte Andreas Malm, der gähnte – ausgerechnet jetzt. Er tat es meist so laut, daß es die ganze Versammlung hörte. Die Jahre drückten ihn, den Armen. Er sah auch müde und ungepflegt aus.

Etliche lasen in der Bibel. So war man am besten vorbereitet für die Verkündigung.

Der Prediger sah auf die Uhr und dann etwas ungeduldig zur Empore hin. Der Chorleiter nickte, als wollte er sagen: Ja, nun sind wir bald fertig. Er winkte dem einen und anderen unten in der Gemeinde. Ein junges Mädchen beantwortete das Zeichen mit Lächeln und Kopfschütteln. Nein, heute konnte sie nicht singen. Aber die Zeichensprache wurde unter der Aufmerksamkeit der Gemeinde fortgesetzt, und endlich erhob sich das Mädchen, bahnte sich einen Weg durch die dichtbesetzten Bankreihen und begab sich zur Empore. Der Dirigent sammelte seine Truppen, während das Stimmen der

Instrumente unverdrossen weiterging. Das unharmonische Geklimper ließ das nervöse Fräulein Bang und den musikalischen Thor Helle auf ihren Bänken unruhig umherrutschen.

Indessen nutzte der Möbeltischler Holmviik die Zeit zu ernsthaftem Grübeln. Es war eigentlich nicht seine Absicht, sich jetzt mit solchen Dingen zu beschäftigen, aber es schien ihm auch nicht möglich, es sein zu lassen. Er hatte heute eine große Bestellung bekommen. Nun saß er da und überdachte die Arbeit. Zunächst mußte er einen Sack Leim bestellen – gleich morgen früh wollte er das tun, zuallererst. Soviel er sich erinnerte, hatte er nur noch ganz wenig Vorrat.

Seine Frau, die an seiner Seite saß, dachte weder an Leim noch an Möbel oder dergleichen Dinge. Nein, sie dachte an ihren Sohn, Jörgen, der auf See war. Der Gedanke an ihn lag schwer auf ihrem Herzen und bedrückte und bekümmerte es. Daß Jörgen mit dem Schreiben so lässig war! Sein letzter Brief war schon Monate alt. Außerdem war er noch nicht bekehrt – das war das schlimmste.

Ihr Mann stieß sie an, denn sie hatte laut und tief geseufzt. Richtig – die Nachbarn sahen zu ihr hin. Ach, daß man nicht lernen konnte, nur innerlich zu seufzen!

Das hatte Simon Trak sicherlich gelernt. Er saß da mit seinem zugeknöpften, runzeligen Gesicht und sah so düster aus, als brüte er über allen Heimlichkeiten der Stadt. Dabei dachte er nur darüber nach, ob er morgen seine Schuhe zum Schuster bringen oder ob er noch ein paar Tage damit warten sollte. Dieser Simon Trak vermochte bei solchen Kleinigkeiten erstaunlich tiefsinnig auszu-  
sehen.

Frau Platen hatte ihre Tochter am Nachmittag husten hören. Wenn sie bloß nicht die Schwindsucht bekam

und starb wie ihre andere Tochter! Sie konnte die Tränen nicht zurückhalten.

Und nun hustete jemand. Gleich husteten mehrere. Aber nicht so wie meine Tochter, dachte Frau Platen.

In der äußersten Ecke saß der Schneider Teis Halnes auf seinem gewohnten Platz. Wenn es zuweilen vorkam, daß sich Fremde daraufsetzten, ging Halnes wieder. Aber sonst fehlte er bei keiner Versammlung. Wie gewöhnlich saß er mit abwesendem Blick da. Er lauschte immer in sich selbst hinein. Wenn ihn jemand grüßte und sich nach seinem Befinden erkundigte, sagte er nur: Ja, ja, nicht schlecht, nein. Aber er lächelte dabei so schmerzlich, daß das ebensogut der Anfang vom Weinen sein konnte. Gerade jetzt, während die Gitarren klimperten, wanderte er wieder durch sein Leben, und immer machte er halt an jenem dunklen Punkt – dort, wo sein Seelenfriede Schiffbruch gelitten hatte. Keiner wußte es. Sie wunderten sich nur, die Freunde hier, daß Jahr um Jahr dahinging, ohne daß er sich bekehrte. Die müßten wissen ... Er, Halnes, wußte es. Er wußte, was es hieß, etwas auf dem Gewissen zu haben, was tagaus, tagein brannte, Jahre hindurch. Wie glücklich konnten die sein, die nichts getan hatten!

Die wässerigen Augen blinzelten in Halnes ehrwürdigem Gesicht, während sie sahen und doch nichts sahen außer der alten Ruine seines Lebens, die niemals, nein, niemals wieder aufgebaut werden konnte. Ach, er mußte friedlos bis zum Grabe wandern, und dann kam die lange Ewigkeit ... Sein Blick flackerte hilflos.

Ein Kind saß neben ihm und sah glücklich aus. Es wartete ungeduldig darauf, daß es endlich anfangen sollte.

Der Prediger erhob sich und überblickte die Gemeinde. Er nickte Mutter Jubel freundlich zu, die sei-

nen Gruß herzlich erwiderte. Hinten an der Tür standen einige unschlüssig. Da war wohl kein Platz mehr? Der Prediger lud sie ein, nach vorn zu kommen, was sie nach einigem Zögern und Flüstern endlich taten.

Jetzt fiel eine Gitarre hin. Einer von den jungen Sängern bückte sich verlegen danach, während ihm viele vorwurfsvolle Blicke folgten.

Die Tür knarrte noch einmal leise und vorsichtig.

Das war Lindemo, der nun kam.

Mit weichen, elastischen Schritten ging er durch den Mittelgang. Er begrüßte den Prediger und einige andere mit Handschlag, legte Mantel und Hut ab und setzte sich still auf die vorderste Bank, denn er war der Gemeindevorsteher. Die Leute wußten, wieviel Uhr es war, wenn Lindemo kam. Er war die Pünktlichkeit selbst.

Ein Vorstandsmitglied ging nach vorn und besprach sich mit dem Prediger. Dann kam noch einer hinzu und es bildete sich eine kleine Gruppe vor der Gemeinde, eine Gruppe, die Ansehen besaß.

Eine Frau kam und steckte dem Prediger einen Zettel zu. Es war eine Bekanntmachung für den Frauenverein. Sie zog sich wieder bescheiden zurück.

Dann regte es sich auf der Empore. Die Sänger hatten sich erhoben. Nun fing es an.

\*

Wo Lindemo erschien, erweckte er Aufmerksamkeit. Seinesgleichen war in der Stadt kaum zu finden. Er war groß und kräftig, ohne korpulent zu sein. Seine ganze Person zeugte von Kraft und Harmonie. Um seine Körperkraft hatten sich Legenden gebildet. Aber es war nicht so, daß er sich damit irgendwie hervortat.

Doch, einmal vor langer Zeit.



Da stand ein angespanntes Pferd mitten in einer Glaswerk­tür. Ein Kerl von einem Pferd. Weil Lindemo weder auf der einen, noch auf der anderen Seite genügend Platz fand, um vorbeizukommen, setzte er seine Faust unter die Brust des Pferdes zwischen die Vorderbeine, hob es auf und stellte es beiseite. Er sah nicht zurück auf die Leute, die da standen und staunten, aber er schmunzelte doch.

Sein dunkles Haar war leicht gekräuselt, und der Kopf saß keck auf den Schultern. Das Gesicht war gebräunt und männlich, und Wohlwollen zeigte sich darauf. Vielleicht lag das besonders an seinen Augen, denn sie waren mild und tief. Niemals wurde er zornig, weder draußen noch zu Hause. Er wußte schon, was Zorn war, mitunter kochte es auch in ihm. Aber seine Seelenstärke stand in angemessenem Verhältnis zu seiner Körperstärke, und er hielt sich selbst streng unter Kontrolle. Jede Verärgerung zeigte sich nur darin, daß seine Stimme dunkler wurde und eine Spur kälter, anders nicht.

Obgleich er meist gut gelaunt war und auch gern einen Scherz hörte oder selbst machte, gab es kaum jemanden, der sich ihm gegenüber Freiheiten erlaubte. Seine Kräfte und sein rechtschaffenes Wesen verschafften ihm überall großen Respekt.

Lindemo war Sortierer in der Glashütte. Er gehörte zu den wenigen Festentlohn­ten. Seine wirtschaftlichen Verhältnisse waren darum etwas besser als die der meisten Arbeiter. Jedenfalls hatte er ein eigenes kleines Haus.

Die Glasbläser waren kontraktmäßig daran gebunden, ihre Arbeit einer Kontrolle, der sogenannten Sortierung, zu unterwerfen. Es konnte Lindemo richtig ins Herz schneiden, wenn er genötigt war, einen Teil der mißbrachten Arbeit eines Glasblä­ser­, an der so viele Schweiß-

tropfen hingen, zu kassieren und zerschlagen zu lassen.

Es gab viele Gründe für solche Aussonderung von Flaschen: eine Blase, ein Steinchen, ein krummer Hals, ein zu dünner oder zu dicker Boden, zu geringer Umfang. Oder eine Flasche war flachgedrückt. Es konnten sich auch Ringe gebildet haben. Oder das Gewicht stimmte nicht.

Die Glasbläser hatten nur wenige Gramm Spielraum. Ihre Augen waren so geübt, daß sie genau soviel Glas nahmen, wie sie eben brauchten. Waren ihre Augen auf eine gewisse Menge eingestellt, vermochten sie Wochen hindurch damit zurechtzukommen, ja Monate hindurch. Aber dann konnte das Augenmaß plötzlich versagen. Es wurde entweder dadurch gestört, daß sie das Werkzeug wechseln mußten, oder sie waren so selbstsicher geworden, daß sie unterließen, das Gewicht ab und zu nachzuprüfen.

Es klirrte und klang. Ein Mädchen stellte unsortierte Flaschen auf den Tisch, und ein anderes legte sie, nachdem sie durch Lindemos flinke Hände gegangen waren, in einen Kasten. Am anderen Ende des Tisches saß der alte Andreas Malm. Auch er hatte zwei Mädchen als Hilfe. Zwei junge Burschen gingen hin und her und trugen die vollen Kästen mit starken Armen. Jedesmal, wenn die Arbeit eines Bläfers sortiert war, wurde die Anzahl auf eine Tafel geschrieben und später in ein Buch eingetragen.

Die Bläser machten hier häufig einen kleinen Besuch, um sich zu vergewissern, was bei ihren Flaschen nicht in Ordnung war. Bei dieser Gelegenheit gab es dann auch muffige Gesichter, und ab und zu fiel ein Schimpfwort. Die Sortierer nahmen es wirklich allzu genau! Aber die allermeisten Bläser waren geduldig und friedlich.

Lindemo war gerade mit der Arbeit eines Bläsers fertig. Er schrieb die Zahl auf, während das Mädchen neue Flaschen auf den Tisch stellte. Als er diese in die Hand nahm, merkte er, daß das Gewicht die Grenze unterschritt. Er legte eine Flasche auf die Waage. Zu leicht. Die nächste – ebenfalls zu leicht. Und so ging es fort.

Ach, das war schade! Über die Hälfte der Arbeit dieses Bläsers erwies sich als unbrauchbar. Lindemo wollte den Inhalt noch messen, vielleicht stimmte der. Er füllte Wasser ein und sah nach. Die leichtesten Flaschen faßten einen Deziliter zu viel. Nein, da gab es keinen Ausweg. Sie mußten kassiert werden.

„Geh in die Hütte und bitte Oskar Hei, zu mir zu kommen“, sagte Lindemo zu einem der Mädchen.

Kurz darauf stand Hei vor ihm, dünn und klein. Schweißperlen standen auf seinem mürrischen Gesicht und auf seinen nackten Armen.

„Deine Flaschen sind zu leicht“, sagte Lindemo bedauernd.

Hei fluchte.

„Sie werden durch dein Fluchen nicht schwerer“, sagte Lindemo.

„Sind es viele?“

„Über die Hälfte.“

„Tja – dann sind sie wohl im Eimer, die letzten zwei Tage – mit den Flaschen, die ich noch drüben habe.“

„Hast du denn vergessen zu wiegen?“

„Das geht dich nichts an“, sagte Hei böse.

„Nein. Schön. – Die Flaschen sind also zu leicht. Ich bin genötigt, sie wegzuworfen.“

„Ja. Das tust du wohl, weil *ich* es bin. Du bist nicht immer so genau.“

Lindemo sah ihn erstaunt an.

„Wie meinst du das?“

„Mit den Flaschen deines Jungen bist du nachsichtiger.“

„Du weißt ebensogut wie ich, daß ich niemals Jans' Flaschen selbst sortiere. Das macht Malm.“

„Ja, das schon – er kann wohl nicht anders. Aber –“  
Das Klirren am anderen Ende des Tisches hörte plötzlich auf. Malm kam dahinter vor.

„Was wolltest du damit sagen?“ fragte er drohend.

„Setz *du* dich doch hin, du alte Krähe“, knurrte Hei. Lindemo erhob sich ohne Hast oder Heftigkeit. Sofort war Hei der Tür ein paar Schritte näher. Als Lindemo einen Schritt auf ihn zuing, war Hei schon draußen.

Schimpfend und fluchend ging er an seinen Platz zurück.

„Na, hat's Scherben gegeben?“ fragten die Kameraden.

„Dieser elende Gemeindevorsteher! Nur zu gern schlagen diese Art Leute alles in Stücke, was ein armer Mann geleistet hat.“

Die Kameraden lachten, neckten ihn und rieten ihm, seine Flaschen so zu blasen, daß sie von vornherein als seine Erzeugnisse erkennbar seien.

Hei brummte und fing wieder zu arbeiten an. Er ließ den Laufjungen die ersten paar Flaschen wiegen, um wieder in das richtige Gewicht zu kommen. Voll Unbehagen dachte er an die nächsten beiden Tage, denn er hatte noch so viele Flaschen im Ofen und war überzeugt, daß alle zu leicht sein würden. Und er mußte doch am Sonnabend neue Schuhe bekommen. Zu ein paar Flaschen Bier würde es ja auf alle Fälle reichen. Er schimpfte weiter über den Gemeindevorsteher.

Draußen bei Lindemo knallte es unaufhörlich in den Scherbenkasten. Die Mädchen wogen und warfen weg,

während er selbst andere Fehler untersuchte. Er seufzte. Das war wirklich nicht angenehm. Da arbeiteten die armen Kerle und mußten dann immer wieder solche Resultate hinnehmen. Es war wirklich nicht verwunderlich, wenn ihnen ab und zu der Gaul durchging. Aber als Sortierer hatte er bestimmte Vorschriften, nach denen er sich richten mußte. Er konnte gar nicht anders handeln. Doch ärgerlich war es für den Betroffenen auf alle Fälle.

Am nächsten Tag wurde es für Hei noch schlimmer. Es schien nicht ratsam, ihm in seiner Gereiztheit zu nahe zu kommen, und es kam fast zu einer Schlägerei zwischen ihm und dem Bläser, mit dem er zusammenarbeitete.

Der dritte Tag wurde der schlimmste. Lindemo sprach mit dem Hüttenmeister über einen Ausweg, um so viel wie möglich von den Flaschen zu retten. Aber soviel sie auch wogen und maßen, das Resultat blieb das gleiche.

Hei wagte kaum weiterzuarbeiten. Er war schweigsam und düster. Ab und zu warf er einen verstohlenen Blick auf Jans und Jonas, die im Lehrlingsraum arbeiteten. Er schien über irgendeiner Idee zu brüten.

\*

Eine Spannung hatte die Gemeinde im „Silo“ ergriffen. Allen Vorzeichen nach war eine Erweckung im Kommen.

Die Kapelle war ständig voll. Über den Zusammenkünften lag eine wunderbare geistliche Atmosphäre, und die Leute trennten sich nur schwer nach Schluß.

Mutter Jubels Augen leuchteten vor Erwartung. „Nun kommt sie bald“, sagte sie, als hätte sie ein Abkommen mit Gott.

Die Stimmung war beinahe wie vor einem Unwetter. Die Wolken zogen sich zusammen. Die Luft war schwer von göttlicher Wärme. Da mußte doch endlich ein durchgreifendes geistliches Wetter kommen!

Aber der himmlische Donner kam nicht. Je länger er ausblieb, desto mehr wuchs die Spannung. Schließlich tauchte die Frage auf, ob irgend etwas in der Gemeinde die Sache hindern könnte. Hin und her ging das Verlangen um Reinigung und Gebet. Sie bekannten einander große und kleine Vergehen, die zwischen ihnen standen. Auch an Geld, das sie sich gegenseitig schuldeten, erinnerten sie sich. Oder sie baten um Vergebung für irgend etwas, was sie gesagt hatten.

Es war nun wirklich herrlich, zusammenzukommen. War es nicht sonderbar, daß diese kleinen Dinge sie hatten hindern können? Nun stand der Erweckung nichts mehr im Wege, nun konnte sie kommen. Jeder hatte seine bestimmten Erwartungen. Viele dachten an ihre Kinder, die noch unbekehrt waren. Jetzt würden sie sicher erfaßt werden – in dieser Erweckung, die kommen mußte.

Oder kam sie etwa nicht? Sie merkten nicht, daß sie mittendrin standen. Die ganze Gemeinde war so wach, wie sie nur sein konnte.

Sie aber warteten weiter. In einer Erweckung mußte jemand sichtbar bekehrt werden, und davon merkten sie nichts. Doch gerade das war es, wonach sie sich sehnten. Der Prediger betete und flehte in seiner einsamen Kammer. Er stellte sich vor Gott die Frage, ob irgend etwas in seiner Verkündigung der Erweckung im Wege stand.

Simon Trak wurde aus seiner falschen Tiefsinnigkeit aufgeschreckt. Auch Andreas Holm war nicht mehr schläfrig. Fräulein Bang und Thor Helle verloren in die-

24

sen Tagen über einer echten geistlichen Spannung einiges von ihrer Unruhe und Nervosität.

Ja, das war eine gesegnete Erweckung – während sie auf die Erweckung warteten.

Der Schneider Halnes war auch aufgerüttelt. Aber das war er eigentlich schon immer gewesen, und trotzdem ging der Arme in Angst einher.

Du darfst nur zusehen, wie andere erlöst werden, dachte er, aber Erlösung gibt es nicht für den, der so etwas auf dem Gewissen hat ...

Nun stand die Gemeinde schon ein paar Wochen in diesem Kampf. Etwas wie Ungeduld drohte über sie zu kommen. Und eines Abends nach der Versammlung brauste der Tischler Holmviik auf, indem er Lindemo anhielt: „Ihr müßt nun zusehen, irgend etwas zu tun!“

„Etwas tun, Holmviik?“

„Ja, du siehst doch, daß nichts draus wird – aus der Erweckung!“

„So?“

„Es kommt mir vor, als liege da Glut und schwele und schwele und könne nicht zum Lodern kommen.“

„Vielleicht zu wenig Zugluft?“

„Ja, natürlich. Und die müßt ihr schaffen.“

Es hatte sich eine Gruppe um sie gebildet, zu der auch Mutter Jubel gehumpelt kam.

„Es sei zu wenig geistliche Zugluft da, Mutter Jubel“, sagte Lindemo lächelnd.

„Sprecht ihr über die Erweckung?“

„Ja.“

„Darüber soll man nicht sprechen.“

„Darüber soll man nicht sprechen?“ fragten mehrere gleichzeitig.

„Nein, ich glaube, daß viele Erweckungen weggere-det werden mit dem Gerede über Erweckung.“

Das war beinahe die Antwort eines Orakels. Manche lachten. Lindemo blieb ruhig und ernst.

„Laßt Holmvik sagen, was gemacht werden soll.“

Es schien so, als sei Holmvik zahmer geworden.

„Mja! Vielleicht sollten wir einen Evangelisten zuziehen, der –“

„Der?“ fragte Mutter Jubel.

„Der Schwung hineinbringen könnte –“ stammelte der Tischler. Auge in Auge mit Mutter Jubel verließ ihn seine Unbefangenheit.

„Ich glaube, Gott begnügt sich mit dem Prediger, den wir hier haben“, sagte Lindemo.

„Das glaube ich auch“, bestätigte Mutter Jubel und hinkte weiter.

Der Vorstand unternahm nichts Besonderes, als daß er eine zweite wöchentliche Zusammenkunft ansetzte. Und nun gab es ein paar Versammlungen mit sehr wenig Leuten.

„Sieh an“, sagte der Tischler, und auch andere waren seiner Ansicht, „nun ist es vorbei. Da kann man sehen, wohin es führt, wenn man das Eisen nicht schmiedet, solange es heiß ist.“

Aber diese schlecht besuchten Zusammenkünfte waren unbeschreiblich schön. Gottes Botschaft sank in die Menschen hinein, die zur Stelle waren. Mutter Jubel zitterte vor Freude, und der Schneider Halnes mit seinen unvergebenen Sünden wand sich wie ein Wurm.

Danach kamen die Leute wieder wie üblich.

Es war an einem Sonntagabend. Die Kirche war überfüllt. Sogar die Gänge standen voller Menschen. Die Empore war so vollgestopft, daß die Musiker kaum die nötige Ellbogenfreiheit hatten. Es war überaus warm, und der Kirchendiener beeilte sich, alle Luftklappen zu



öffnen, wogegen wiederum alle für Zugluft empfindlichen Leute mehr oder minder laut protestierten.

Der Gitarrenchor setzte ein. Was für ein Gesang! Was für Musik!

Die Wärme hatte sich in die Instrumente gesetzt, so daß jedes anders gestimmt war. Thor Helle litt trotz seiner Erweckung Qualen. Der erste Spieler legte sein Instrument weg, und wenig später taten es ihm alle anderen nach. Nun sang der Chor ohne Begleitung, sang und schwitzte.

Was sollte daraus werden? Simon Trak hatte selten zuvor so tiefsinnig ausgesehen.

„Du wirst sehen“, sagte Holmvik zu seiner Frau, die neben ihm saß und an Jörgen dachte, „hier geschieht heute bestimmt nichts. Kann man eine Erweckung erwarten, wenn sie nicht einmal ihre Instrumente richtig stimmen können?“

Nun sang die Gemeinde, und dann ging der Prediger auf die Kanzel.

Er hustete, vielleicht räusperte er sich auch nur. Aber das tat er sonst nie. Er hatte heute auch kein Konzept bei sich. Das war doch merkwürdig! Es mußte ihm eigentlich daran gelegen sein, daß es heute, wo so viele Leute da waren, eine besonders gute Predigt gab.

Er las einen Abschnitt vor, während sich ein Schleier über seine Augen legte. Dann sah er hilflos über die Versammlung hin. Ein paarmal bewegte er die Lippen, aber es kam kein Wort. Schließlich fing er an zu beten, aber die Stimme versagte.

Nach einem Weilchen ging er still von der Kanzel und setzte sich. Er nickte dem Chor zu, aber der Leiter schüttelte energisch den Kopf. Es ging einfach nicht mit den Instrumenten in dieser Wärme.

Da schlug der Prediger ein Lied vor.

„Und danach will Bruder Lindemo sprechen“, sagte er.

Lindemo protestierte. Aber als der Gesang verstummt war, stand er doch auf.

Aber was war denn eigentlich los? Auch Lindemo kam nicht voran. Er sprach einige Sätze mit seiner schönen Stimme. Dann fing er an zu stammeln und begann von neuem. Aber nachdem er zum dritten Mal ins Stocken kam, gab er es auf, genau wie der Prediger. Er ging an seinen Platz zurück.

Die Leute sahen sich verwundert an.

Neben Mutter Jubel saß eine Frau, die erstaunt lauschte, ob sie richtig verstanden hatte. Denn sie hatte die Alte ganz deutlich sagen hören: „Dank, Dank, lieber Herr. Nun kommt es gleich, das merke ich.“

Entweder verstand sie sich gut auf diese Dinge, oder sie hatte eine Art Verabredung mit Gott.

Was für einen Anblick bot die Gemeinde! Etliche hielten die Hände vor die Augen und beteten. Andere sahen sich unruhig um. Vielleicht sollte man am besten gehen? Der Gemeindevorstand schwitzte vor Angst und Unbehagen.

„Schöne Erweckung!“ flüsterte der Tischler seiner Frau zu. „So was Dummes!“

Der alte Malm vergaß an diesem Abend zu gähnen.

Fräulein Bang rutschte nervös hin und her.

Jemand stand auf, um zu gehen. Zögernd begann die Gemeinde aufzubrechen. Da geschah es.

Eine junge Frau warf sich über die Bank vor ihr und rief: „Ich bin verloren! Betet alle für mich!“

Im Augenblick war es, als sei ein Brand ausgebrochen.

Man hörte Weinen und Schluchzen. Gottes Volk war in Bewegung. Mutter Jubel pries den Herrn mit lauter

Stimme. Es bildeten sich Gruppen zum Gebet und zu seelsorgerlichen Gesprächen. Bald hörte man Dankgebete für erfahrene Befreiung.

Kaum einer merkte, daß die Tür knarrte und Halmes sich mit seiner Sündenlast hinausschlich. Draußen vor der Kirchentür drückte er die Hand auf den Mund, um nicht laut zu schluchzen.

„Es ist ganz bestimmt so“, murmelte er vor sich hin, „daß die Verlorenen ihren eigenen Brand mit sich in die Hölle tragen. Ach, Gott helfe mir!“

\*

Wenn es irgend etwas gab, was Gott vom ersten Platz in Lindemos Leben hätte verdrängen können, dann war es sein Heim und seine Familie. Sein Empfinden gegenüber beidem grenzte an Verehrung. Er legte großen Wert darauf, ein behagliches Heim zu haben. Die Möbel und die gesamte Einrichtung waren in der Tat bei ihm besser und geschmackvoller als bei seinen Arbeitskollegen; und er fühlte sich entsprechend wohl in den sauberen, schönen Stuben.

Lindemo dankte Gott für sein schönes Zuhause. Aber daneben dankte er auch sich selbst dafür. Dicht neben seiner Gottesverehrung lag und lauerte ständig eine Art Abgötterei.

An seiner Familie fand sich kein Makel.

Das sagte er natürlich niemand. Das formte er nicht einmal bei sich selbst zu klaren Gedanken. Aber um so stärker empfand er es.

„Ob mit unseren Kindern mal was sein könnte, Margit?“ überlegte er zuweilen, wenn er mit seiner Frau allein war.

„Du meinst, sie könnten krank werden?“ fragte sie dann.

„Nein – ob sie mal schlimme Wege gehen?“

Ihr ängstliches Lächeln verschwand und ging in ruhige Sicherheit über.

„Wie kannst du so etwas denken?“

Dann lächelte auch er. Ihre Sicherheit stützte seinen Glauben. Er mochte es gern, sie zu solchen Aussprüchen zu bringen. Jetzt wollte er wieder eine solche Bestätigung haben.

„Und Hilde?“

„Ach, Hilde – ich weiß, du denkst an ihr Interesse für diesen Jungen.“

„Ja, ich mag das nicht. – Dieser unbekehrte und schwankende junge Mann.“

„Warte ab. Ich hoffe, daß unsere beiden Mädchen von dieser Erweckung erfaßt werden. Und dann ist diese Schwärmerei für Hilde vorbei.“

Er seufzte zufrieden.

„Schlimmer ist es mit Jans. Wenn er doch nur zu den Versammlungen ginge!“

„Ja, wenn!“

Lindemos Wünsche für die Zukunft seiner Kinder waren bescheiden. Es lag ihm in der Hauptsache daran, daß die Kinder bekehrt werden möchten. Dies wünschte Lindemo sehnlichst. Es war zu einem zehrenden Verlangen geworden. Er betete täglich für sie und spähte ebensooft nach Resultaten aus.

Aber mit ihnen selbst sprach er wenig davon. Doch wenn er es tat, hatten die Kinder den bestimmten Eindruck, daß es um ihr Leben ginge.

„Ich weiß nicht, wie ich es ertragen sollte, wenn die Kinder eigene Wege gingen“, sagte er ein anderes Mal.

Seine Frau betrachtete ihn ernst.

„Wieviel du davon sprichst, Hermann!“

„Tue ich das? Das kommt wohl davon, daß sie mir so sehr am Herzen liegen. Denke mal an Jans –“

„Tja, Jans –“

Es ging jetzt beständig um ihn.

„Ach, wenn es mit Jans schlecht ginge, Margit!“

Frau Lindemos Augen wurden feucht.

„Ach – das wird es doch nicht?“

Sie sah ihn bittend an, als ob er das entscheiden könnte.

„Wenn ich nur wüßte, was er treibt. Frage ich ihn, dann antwortet er so, daß ich nicht dahinterkommen kann. Ich glaube nicht, daß es Mädchen sind. Aber ich kann doch auch nicht hinter ihm herspionieren – hinter einem erwachsenen Jungen! Ich fürchte, Jonas Hei hat Einfluß auf ihn. Es ist ein unglücklicher Zufall, daß er gerade mit ihm zusammenarbeiten muß.“

„Vielleicht sind wir zu ängstlich um Jans. Wir müssen versuchen, ihn Gott zu überlassen.“

„Und dann sorglos sein?“

„Nein, aber laß das Sorgen sein.“

„Ich könnte es nicht ertragen“, fing Lindemo nach einer Weile wieder an.

„So stark, wie du bist“, sagte sie lächelnd.

„Stark, ich? Ach nein, einen schwächeren Mann gibt es kaum – geistlich gesehen. Ich mache mich so stark, weil ich so schwach bin. Eines schönen Tages zerbricht das, du wirst sehen.“

„Ein Mann, der sich im voraus verloren gibt, ist in der Tat schwach“, sagte sie ernst.

Er sah sie erstaunt an. Ehe er eine Bemerkung machen konnte, fuhr sie fort: „Sage mir, Hermann, was wäre schlimmer für dich, daß Jans Schaden an seiner Seele leiden oder daß deine Eitelkeit als Vater angetastet würde?“

Er fuhr zusammen und starrte sie an. Dann stammelte er schnell: „Natürlich der Schaden seiner Seele –“

War das wirklich wahr? Sie hatte in sein Herz hineingesehen. Sie hatte den Rauch der schwelenden Glut in der Tiefe seines Wesens verspürt. O ja, das war allerschlimmst: Kinder, die ausschweiften und ihm Schande machen könnten! Ein entehrter Lindemo! Schrecklich!

Er war oft bange davor gewesen, daß die Kinder sein Abgott werden könnten. Nun war er nicht mehr weit davon entfernt, erkennen zu können, daß er selbst sein eigener Abgott war.

„Du machst mir bange, Margit.“

„Ja, das wollte ich auch.“

Merkwürdig! Hier fiel plötzlich helles Licht auf ein nebliges Gebiet seiner Seele. Gewisse Umrisse davon hatte er bereits geahnt, aber nun sah er plötzlich die Klippen des Ehrgeizes, hell von der Sonne der Wahrheit beschienen. Ehrgeiz in Verbindung mit der Errettung seiner Kinder? Warum nicht?

Die Eitelkeit anderer Menschen zielte dahin, aus ihren Kindern irdische Größen zu machen. Seine ging darauf aus, die Kinder zu Sternen an Gottes Himmel zu machen. Lindemos Familie sollte eine christliche Familie sein. Das sollte die Größe von Lindemo sein. Jetzt, da sich der Abgrund seiner Seele schon wieder etwas vernebelt hatte, übertrieb er. Aber was er da gesehen hatte, war schrecklich genug. Er ereiferte sich für seine eigene Ehre unter dem Schein, für Gott zu kämpfen.

„Was meinst du eigentlich, Margit? Hast du vielleicht Familienhochmut bei mir festgestellt?“

„Ich merke, daß sich bei mir so etwas rührt. Vielleicht muß uns Gott einmal auf diesem Gebiet demütigen.“

Lindemo war beinahe erleichtert. Seiner prachtvollen

Frau ging es also genau wie ihm? Dann konnte es nicht so schlimm sein.

„Du kannst dir also eine Demütigung in dieser Beziehung denken?“

„Ja – denn wo Hochmut ist, da ist auch Stoff für eine Niederlage.“

Diese Bemerkung war zweifellos verständig und zutreffend, und Lindemo faßte sie als Warnung auf. Niederlage! Er wollte keine Niederlage erleiden. Nein! Er würde seine ganze Kraft einsetzen, um seinen Stand zu behalten.

Lindemo, der Recke an Körper und Seele, hatte sich in seiner ganzen Macht erhoben. In diesem Augenblick vergaß er völlig, daß alles Vertrauen auf menschliche Kraft klein und schwach macht.

\*

Die Erweckung ging weiter, ja, sie breitete sich noch aus, besonders in dem Stadtteil, in dem die Silo-Kapelle stand. Selbst die Leute, die nicht in die Versammlungen gingen, waren davon stark beeindruckt. Mütter saßen und weinten neben den Wiegen ihrer Kinder. Alte Männer, die der Rettung ihrer Seele nie einen Gedanken gewidmet hatten, sahen plötzlich mit Grauen der langen Ewigkeit entgegen.

Aber auch die Gottlosigkeit trat über dieser Erweckung stärker als sonst hervor. Die Welt demonstrierte. Fluchen und böses Gerede waren kaum jemals so gang und gäbe gewesen wie jetzt. Vor allem im Glaswerk konnte man das merken. Da wurde, was im „Silo“ geschah, verhöhnt, die geistlichen Lieder wurden verunstaltet abgesungen und die Bekehrten verspottet. Aber

wenn die Pause kam, stahl sich doch der eine oder andere aus dem Spötterkreis weg, mit sich selbst uneins und unzufrieden.

Eine Ausnahme machte der Sortierraum. Alle, die hierher gehörten, waren irgendwie erfaßt. Während die Flaschenträger mit den vollen und leeren Kästen aus und ein gingen, die Köpfe gebückt unter ihrer Last, sprachen sie in kurzen Sätzen und schweratmend von der Gnade Gottes. Mädchen, die alles andere als gute Töchter gewesen waren, wußten, daß sie nun Gottes Kinder waren. Sie sangen, während die Flaschen klirrten und klangen.

Zur Frühstückspause bildeten sie beinahe eine ganze Versammlung. Sie saßen dabei rund um den Kachelofen, in dem die Kohlen loderten und brannten. Man schrieb ja Mitte Januar, und draußen herrschte schneidende Kälte. Richtig festlich war es am Kachelofen, trotzdem es auch sonst in der Hütte schön warm war. Aber hier fanden sie sich zusammen, alle, die Gott gehörten.

Die Glasbläser nannten den Sortierraum „Kirche“. Mußten sie dorthin, um an der Tafel zu sehen, wieviel Flaschen ihnen gutgeschrieben worden waren, so hielten sie sich möglichst wenig auf – so viel „göttliches Gequatsche“ ging ihnen auf die Nerven.

Lediglich Simon Trak war hier Stammgast. Er saß schwarz, aber glücklich, einfältig und gewohnt tiefsinnig da. In der Regel hatte er seine kleine Tochter bei sich, die ihrem Vater das Frühstück gebracht hatte. Die Siebenjährige bekam nun ihren Anteil davon, und ihr schmeckte nichts so gut wie das, was sie von ihrem Vater im Glaswerk erhielt. Oft fertigte Simon seiner Kleinen irgendeinen Gegenstand aus Glas, eine kleine Platte, oder eine Nadel oder einen „Windstoß“; das war eine dünne Glashaut, die über einen Kolben gespannt war.



Wenn man in den Kolben blies, gab das einen kleinen Laut, über den sie strahlend glücklich war. Bevor sie dann ging, machte ihr Simon eine Liebeserklärung in Form einer Umarmung.

„Blas aber Mutter nicht die Ohren voll“, sagte er.

Die Männer blieben noch eine Weile, bis die Glocke das Ende der Frühstückspause meldete. Lindemo saß mitten zwischen ihnen. Auch hier war er ihr Leiter und Führer. Sie besprachen die Ereignisse der letzten Zeit und wurden immer wieder von Herzen froh darüber.

„Mein Bruder ist seit gestern bekehrt“, erklärte Simon plötzlich.

„Das sagst du jetzt erst! Wie denn? Und wo? War es zu Hause?“ Alle waren neugierig. Aber Simon behielt seine Ruhe.

„Ja, eigentlich war es zu Hause.“

„Wieso eigentlich? Ja, Simon –“

„Ja, eigentlich – denn es geschah im Hühnerstall.“

„Zwischen den Hühnern? – Na, so etwas Komisches habe ich noch nie gehört!“

„Du glaubst wohl, Gott könnte zwischen Hühnern nichts ausrichten? Die Bibel berichtet davon, daß er auch im Bauch eines Fisches sein Werk tat. Außerdem war der Hühnerstall leer.“

„Du meinst wohl das Sommerhühnerhaus, das bei euch im Garten in der Ecke steht?“

„Ja, ausgerechnet das. Und gestern abend geschah es.“

„Im Dunkeln? – Und in dieser Kälte?“

„Ja – aber ihm wurde licht und warm dabei.“ Simons Augen leuchteten.

„Und da begegnete ihm Gott?“

„Ja, Gott sei Dank. – Und nun ist Schluß mit seinem Trinken.“ Simon flüsterte es vor sich hin, aber Lindemo

hatte verstanden, wie er glücklich noch hinzusetzte: „Ja, das ist groß, daß er bekehrt ist, so hoffnungslos, wie es bei ihm aussah.“

Die Pause war vorbei und die Männer gingen einer nach dem anderen, um sich für die nächste Schicht fertigzumachen.

Malm und Lindemo fingen wieder an, mit den Flaschen zu klirren, und hie und da flog ein mißratenes Stück in den Scherbenkasten.

Simon Trak war ein richtiger Menschenfischer geworden in dieser Erweckungszeit. Ein Gotteskind war er schon seit langen Jahren. Was die anderen nie begriffen hatten, war sein wunderliches Wesen. Nun wurde ihnen allen klar, daß er ein Mann Gottes war. In aller Stille war er immer gut zu seinem verkommenen Bruder gewesen. Jetzt hatte er die Freude erleben dürfen, daß sein Bruder sich bekehrte. Nun war Simon unermüdlich dabei, zur Versammlung einzuladen. In den Pausen, während die Kameraden die Flaschenformen in Ordnung brachten, um sie sauber zu haben, wenn die Glocke erklang, stand Simon oft an ihrer Seite mit einem vertraulichen: „Du, heute abend ist Versammlung.“

„Hab keine Zeit. Muß noch zusammenräumen.“

„Ich kann dir gern dabei helfen“, bot Simon an.

Besonders bei zwei jungen Glasbläsern legte Simon sein Liebesgarn aus. Das waren Jans Lindemo und Albert Engsjö. Aber es sah gar nicht danach aus, daß sich diese Fische fangen lassen würden.

Albert sagte immer, wenn ihn Simon an das „Silo“ erinnerte: „Ja, ja. Ich komme schon heute.“ Dazu lachte er. Aber er kam nicht.

Dann dachte Simon an Albert und an Hilde. Er wußte, daß sich die beiden gern mochten.

Jans war abweisend gegenüber Simon.

„Ich weiß von der Versammlung. Und ich komme schon, wenn ich Lust dazu habe.“

\*

Hilde machte sich fertig zum Ausgehen.

„Du willst wohl zur Versammlung?“ fragte ihre Mutter.

„Ja.“

Hildes Stimme war unsicher. Die Mutter stutzte und versuchte, im Gesicht ihrer Tochter zu forschen. Aber Hilde betrachtete sich im Spiegel, während sie den Hut aufsetzte. Dazu brauchte sie heute abend sehr viel Zeit. Sie wagte nicht, woanders hinzusehen.

„Ist etwas im Wege, Hilde?“

„Ach, gar nichts weiter.“ Der Ton war noch spitzer als zuvor.

Die Mutter kam zu ihr hin und drehte sie um. Hilde mußte sie nun ansehen. Es war eine Art Unwilligkeit oder Trotz in ihrem Blick. Aber die Mutter merkte, daß die Tränen nicht weit waren.

„Sag mir, was du hast, Hilde.“

„Ich will Schluß machen mit den Versammlungen, ich will nicht mehr hingehen.“

„Was sagst du da? Schluß willst du machen?“

„Ja, was ist schon dabei? Die halbe Stadt ist fast erfaßt worden, und ich – ich gehe weiter unbekehrt einher.“

Hilde warf die Handschuhe, die sie sich anziehen wollte, ärgerlich auf den Tisch, daß es knallte.

„So – du bist ärgerlich auf Gott?“

„Ja, das kann ja auch nicht anders sein. Immer bin ich dabei, zu lesen und zu beten und zu hoffen und zu warten –“

Sie schluchzte auf, aber sie nahm sich zusammen und sagte: „Ich gehe nun. Und wenn es heute wieder nichts wird – dann danke ich dafür.“

Sie versuchte rasch aus der Tür zu kommen.

„Hilde!“

Sie wandte ihr glühendes Gesicht wieder der Mutter zu.

„Willst du den Preis dafür bezahlen?“

„Kostet denn die Erlösung etwas?“

„Gewissermaßen ja. Bist du willig, Gott das nehmen zu lassen, was er haben will?“

Es kam etwas Verzagtes in Hildes Gesicht. Ihre Augen klammerten sich an die Mutter.

„Denkst du an Albert?“ fragte sie.

„Ja.“

„Können wir ihn nicht draußen lassen?“

„Nichts können wir draußen lassen in unserem Verhältnis zu Gott. Er muß Erlaubnis haben, in allen unseren Dingen zu befehlen, was er will.“

„Ich wage nicht, Gott zu mir über Albert sprechen zu lassen, Mutter.“

„Da hast du es, Hilde. Da sitzt du fest.“

„Ja, dann laß mich doch da festsitzen!“

Sie riß die Tür auf und warf sie laut hinter sich zu, als sie ging.

Die Mutter hörte keinen Schritt sich entfernen, aber sie hörte einen Laut, der unmißverständlich nach unterdrücktem Weinen klang. Da lächelte sie und ging an die Arbeit. Ihre Angst war verschwunden.

Hilde stand im Flur in der Ecke und wartete, bis sich das Weinen gelegt hatte und bis sie alle Tränenspuren entfernt glaubte. Dann ging sie.

Der Mond stand voll und klar am Himmel. Sein bleiches Licht floß über die Büsche mit ihren Schneehau-

ben. Die Schneewächten lagen hoch in den Straßen und gaben nur schmale Wege zu den Vorgärten und Türen frei. Es waren noch Kinder mit ihren Schlitten draußen in der klirrenden Kälte. Die Erwachsenen strömten dem „Silo“ zu.

Sie hörte Schritte hinter sich im Schnee knirschen, Schritte, die ihr bekannt waren. Oder vielleicht ahnte sie nur, wem sie gehörten? Unwillkürlich ging sie einen Augenblick schneller, gab es aber bald wieder auf.

„Guten Abend, Hilde!“

Ein junger Mann kam rasch an ihre Seite.

„Ach, du bist es, Albert? Guten Abend.“

„Ja, ich bin es. Ich bin auf der Jagd nach dir, Hilde. Wie lange haben wir schon nicht mehr miteinander gesprochen?“

„Ich weiß nicht, aber es ist wohl schon eine Weile her.“

„Ist dir bange vor mir?“

„Nein. Das nicht gerade, aber –“

„Na, ‘raus mit der Sprache.“

„Wir können nicht mehr zusammen gehen.“

„Sieh an, das sind ja erfreuliche Neuigkeiten. Warum denn das, Kleine?“

„Weil – weil wir nicht denselben Weg haben.“

„Mir scheint, ich gehe doch jetzt an deiner Seite – ziemlich gut – so gut ich kann.“

„Ach du, so meine ich es nicht.“

„Dann werde ich es dir genau sagen“, fuhr er fort. „Du gehst den Himmelsweg, und ich bin auf dem Wege zur Hölle. Stimmt’s?“

„Nein, nicht ganz. Ich bin nicht auf dem Himmelsweg, und ich kann auch nicht hinkommen, so gern ich es möchte.“

„Hindere ich dich vielleicht?“

Sie überlegte einen Augenblick.

„Ja, ich glaube“, sagte sie leise.

Albert gebrauchte einen Ausdruck, der einem Fluch nahekam.

„Ich glaube, alle Menschen sind verrückt geworden. Sie reden von Gott und Himmel und Hölle und Ewigkeit, wo man sich nur zeigt. Nein, hör mal, Hilde, wir können doch ruhig miteinander gehen, auch wenn wir in diesen Dingen verschiedener Meinung sind. Geh du meinerwegen zu den Versammlungen, so oft du willst, aber sprich doch gelegentlich auch mit mir.“

Hilde blieb stehen.

„Es muß Schluß sein, Albert.“

„So. Aber warum bleibst du stehen?“

„Wir sind gleich am ‚Silo‘. Ich muß zur Versammlung.“

„Du brauchst gar nicht stehenzubleiben. Denn das will ich auch.“

„Du, Albert?“

„Ja, ich, Albert!“

„Was willst du denn da?“

„Ich warte darauf, mich zu bekehren.“

„Scherze nicht damit, sei so gut.“

„Hat man so etwas schon gehört? Scherzen? Bist du dumm?“

Nein, in Albert war kein guter Geist. Gerade jetzt wurde ihr das ganz klar. Er war imstande, ihr allen Ernst zu nehmen mit seinen glatten und kecken Worten. Und wie gut er aussah mit seinen lachenden Augen unter dem hellen Haarschopf!

Sie ging weiter, direkt auf die Tür des „Silo“ zu, ohne sich umzusehen, aber sie merkte, daß er ihr auf den Fersen folgte. Sie sank in eine Bank. Und obgleich sie sich nicht umdrehte, wußte sie, daß er direkt hinter ihr saß.

An diesem Abend begriff sie überhaupt nichts. Nichts ging ihr nahe. Nur Verzweiflung erfüllte ihr Herz. Ihr war, als säße jemand hinter ihr, der das Leben aus ihr herauszog – das Leben aus Gott.

Sie sah und hörte fast nichts. Wenn die Zeit nur vorüber wäre und sie wieder zu Hause! Hardi saß etwas weiter vorn. Sie rührte kein Glied, während sie mit nach vorn geneigtem Kopf zuhörte. Darin ähnelte sie ihrem Vater.

Als es zu Ende war, stürmte Hilde zur Tür.

Sie war noch keine zehn Schritte gegangen, als Albert an ihrer Seite war.

„Sollen wir um die Wette laufen?“

Hilde antwortete nicht. Ihr Gesicht leuchtete weiß im Mondschein. Albert blieb an ihrer Seite.

„Meinst du es wirklich so?“ fragte er.

„Was denn?“

„Daß du nichts mehr mit mir zu tun haben willst?“

„Ja.“

Sie warf einen schnellen Blick auf ihn und sah, daß er böse war.

Hilde rang mit sich. Hier stieß sie von sich, was sie doch lieber als alles andere haben wollte. Gott stand im Wege. Aber er wollte sie, Hilde, ja gar nicht haben! Sie wurde ja doch nicht bekehrt, trotz allem!

Albert war eine Weile still neben ihr gegangen. Nun brach es aus ihm heraus: „Schön. Ich werde bestimmt nicht betteln. Es gibt Mädchen genug – wenn es darauf ankommt.“

Hildes Gesicht straffte sich.

„Ja, dann besteht ja keine Not für dich“, sagte sie.

Sie zitterte vor Anstrengung, das Weinen zurückzuhalten. Das sollte er bestimmt nicht zu sehen bekommen.

Sie waren bei Lindemos Tür angelangt. Hilde griff nach dem Schlüssel und wollte hineingehen.

„Du kannst mir noch das letzte Mal die Hand geben. Man muß sich doch ordentlich Lebewohl sagen.“

Sie ließ die Tür los und wandte sich ihm zu. Nirgends war ein Mensch zu sehen. Das Haus lag für sich allein. Sie streckte ihm zögernd die Hand entgegen. Sie stand im Mondschein, und Albert starrte sie ganz benommen an. Ihr Gesicht sah aus wie das eines betäubten Engels. In den braunen Augen schimmerte es. Die Nasenflügel bebten und die Brust stieg und sank.

Albert konnte den Blick nicht von ihr wenden. Es zog ihn gewaltsam zu ihr hin, und plötzlich versuchte er, nach ihr zu greifen. Aber sie riß sich los und lief ins Haus hinein.

„Du dummer Narr!“ sagte Albert zu sich selbst, während er verlegen dastand und auf die geschlossene Tür starrte. „Nun hast du sie erschreckt. Na, ja, adieu, du!“

Hilde blieb eine Weile im Gang stehen, ehe sie ganz hineinging. Sie rang nach Luft, als wenn sie wer weiß wie gelaufen wäre, und drückte die kleinen Fäuste gegen ihr Kinn.

In ihr Gesicht trat ein harter Ausdruck. Dann ging sie ins Zimmer.

„Kommst du schon?“ fragte die Mutter.

„Ja, ich konnte nicht länger sitzen.“

Der Ton war absichtlich leicht. Aber die Ohren ihrer Mutter wurden davon nicht betrogen; sie sah bekümmert aus. Immer noch wartete sie darauf, daß das große Wunder an ihren Kindern geschehen sollte.

„Nein, nein“, seufzte sie.

Jans war diesmal zeitig nach Hause gekommen. Er lag mit einem Buch in der gemütlichen Ecke auf dem Sofa und las. Aber als die Mutter kurz danach anfing,



Hilde über die Versammlung auszufragen, erhob er sich und sagte: „Ich gehe jetzt ins Bett.“

Gespräche um geistliche Dinge schienen ihm langweilig. Oder quälten sie ihn vielleicht?

Hilde war nicht besonders mittheilsam. Sie antwortete mit ja und nein, wie es gerade nötig war – mehr nicht.

Dann blieb es lange still. Hilde hatte die Hände in den Schoß sinken lassen und starrte auf die Figuren des Lampenschirms, ohne sie zu sehen. Ihre Augen brannten.

Endlich ging die Tür. Der Vater und Hardi kamen. Die Flurtür ging an diesem Abend anders als sonst.

Irgendwie mit mehr Schwung. Frau Lindemo war aufgestanden. Ihr Herz fing an zu klopfen. Auch Hilde hatte sich zur Tür gewandt. Die flog auf und Hardi kam hereingestürzt. Unter Weinen und Lachen warf sie sich der Mutter an den Hals.

„Mutter! Ich habe Frieden mit Gott!“

Die Mutter drückte sie an sich.

Lindemo ging mit kleinen Schritten hin und her, während ihm die Tränen kamen.

„Dank, Dank“, sagte er unaufhörlich.

Da ertönte ein Schrei. Hilde rang die Hände und sank zusammen. Sie jammerte und weinte.

Plötzlich war sie Mittelpunkt. Lindemo hob sie wie eine Feder auf und legte sie auf das Sofa.

Aber sie setzte sich sofort wieder auf und brütete verzweifelt vor sich hin.

„Was hast du denn, Kind?“ fragte die Mutter und legte den Arm um sie.

„Merkst du denn das nicht, Mutter? Alle anderen werden erfaßt und bekehrt, nur ich nicht. Ach, Gott hat mich verlassen!“

Das war eine Nacht! Unsichtbare Mächte kämpften

um die junge Seele. Gebete stiegen empor und verzweifelte Ausbrüche.

Als es Morgen wurde, sanken die ersten Lichtstrahlen in Hildes Herz.

Im Zimmer daneben lag Jans hellwach. Sie hatten ihn vergessen. Aber er hörte alles, was vorging. Er lag wie auf einem feurigen Rost. Die schwelende Glut in seinem Herzen war dicht daran, in Flammen aufzugehen.

\*

Die Erweckung nahm weiter ihren Gang – jetzt schon im dritten Monat. Sie hatte sich noch ausgedehnt. An den Sonntagen wurde eine Versammlung im „Silo“ aus den hinteren Türen entlassen, während zu den Vordertüren aufs neue Menschen hereinströmten. Standen zwei auf der Straße und sprachen miteinander, dann hörte der dritte, der vorbeiging, wie sie über diese eigenartige Bewegung sprachen, die irgendwie die ganze Stadt erfaßt hatte. Man sprach entweder voller Hohn oder voller Freude darüber – je nach der Einstellung des Erzählers.

Ja, die Erweckung hatte auch eine Menge Spott ausgelöst. Es war eine willkommene Gelegenheit für müßige Leute zur Abfassung poetischer Ergüsse über die Gläubigen und ihr neues Leben – und sie gaben nur eine Karikatur von beidem wieder. Diese Mischung von Dummheit und Bosheit nannten sie „Dichtung“.

Aber nicht nur Dummheit und Bosheit hatten Hochkonjunktur, auch der Haß loderte auf. Es genügte, daß jemand bekannte, er habe Frieden mit Gott gefunden, daß die Meute sich auf ihn stürzte. Eine falsche Männlichkeit feierte Triumphe. Die Neubekehrten waren an ihren Arbeitsplätzen mancherlei schlechten Streichen ausgesetzt. Die Veranstalter konnten unbesorgt sein: es

war völlig ungefährlich für sie, denn die Gläubigen durften ja nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Das verbot ihnen ihr Glaube.

Ja, die Gottlosen fühlten sich stolz und erhaben. Diese alberne Erweckung!

Aber mit der Zeit wurde die Entwicklung immer bedenklicher. Manches weltliche Vergnügen zerschlug sich aus Mangel an Beteiligung. Mit Tanz und Festen war es jetzt schlecht bestellt. Das ergrimmte die Veranstalter. Hochzeiten und Begräbnisse hatten beinahe nur noch erbaulichen Charakter.

Das Volk Gottes fühlte sich obenauf. Es sprach immer offener und ungenierter über das, was ihm auf dem Herzen lag. Es sang in den Fabriken, ja, sogar auf den Straßen. Es war einfach herrlich, ein Gotteskind zu sein. Sein Zeugnis und Wesen gab der ganzen Stadt das Gepräge und wirkte sich überall aus.

Die Widersacher gaben keine Ruhe. Trupps von ihnen tauchten in den Versammlungen auf, um zu stören. Aber es konnte passieren, daß die Störenfriede von der Sache ergriffen und bekehrt wurden. Es wurde nachgerade gefährlich, seine Füße in die Tür des „Silo“ zu setzen.

Theatervorstellungen wurden abgesagt. Die Kinos standen halb leer. Die Buchhandlungen verkauften mehr Bibeln als Romane. Die Kaffeehäuser waren schlecht besucht. Nur die Kaufleute rieben die Hände: sie konnten ihre Forderungen leichter hereinbekommen. Es kamen viele Journalisten, um sich die Sache anzusehen. Die meisten machten danach ihrem vermeintlichen Sinn für Humor in den Zeitungsspalten Luft – sie alberten über die Not des Menschen und spotteten über den Frieden des Herzens, den die Gläubigen erfahren hatten.

Jans kam selten ins „Silo“. Es war ihm dort zu warm. Gebete, Verkündigung und Zeugnisse bedrängten ihn. Er mußte sich fernhalten. Seit Hardi bekannt hatte, daß sie Frieden in Gott gefunden hatte, war es für ihn auch zu Hause kaum noch auszuhalten. Sie sangen und beteten so viel. Das bedeutete Zugluft für die schwelende Glut.

Eine Leidenschaft hatte über Jans' Seele Macht gewonnen: das Kartenspiel. Er sehnte sich den ganzen Tag über danach. Jonas Hei und er waren für jeden Abend verabredet. Sie saßen dann in der Heizung der Glashütte, umgeben von Koks und Ruß, während der Qualm der eben erst gelöschten Schlacke als dicker Rauch im Raum emporstieg. Die Karten klatschten auf den Boden eines umgedrehten Flaschenkastens, beleuchtet vom Flammenschein, der von den Rösten des Ofens ausging. Hier saß Jans in einer kleinen Hölle von Feuer und Dampf und Rauch und Schmutz.

Es war das alte Thema vom verlorenen Sohn, der aus seiner sauberen Heimat fortging und einen Platz unter den Schweinen fand. Die Sünde hatte die Oberhand in Jans' Leben bekommen. Sie trieb ihn wie ein Tier, das zur Schlachtbank geholt wird.

Oft war Jans in diesem Winter auch bei Jonas Hei zu Hause. Da war es noch schlimmer. Der Schmutz lag dort allzu dick. Alles war schlüpfrig. Die ganze Atmosphäre war stickig. Das Lächeln der dicken Frau war so gräßlich und bohrte sich in ihn hinein. Heis lautes Lachen schlug sein Gewissen, denn es war ein Lachen darüber, daß er, Hei, den Sohn von Lindemo bei sich hatte, besessen vom Kartenspiel.

Trotzdem kam Jans Abend für Abend. Die Sünde hatte ihn eben in der Gewalt. Er beschwichtigte sich nicht mit fadenscheinigen Argumenten. Er wußte: es

war eine Schande, es so zu treiben. Er, der solch eine Mutter hatte und solch ein Zuhause! Es zog ihn immer wieder heim. Aber die Sünde war stärker, und er wollte sie auch nicht lassen. Sie hatte ihn vollkommen überwunden.

Indessen ging Hilde im Haus umher und konnte nicht glücklich werden. Eine ganze Befreiung hatte sie nicht erfahren. In ihrem Herzen arbeitete es. Hatte sie etwa ihre Bekehrung zu teuer bezahlt? Hatte Gott nicht zuviel von ihr verlangt, wenn sie Albert aufgeben sollte? Sie sah zurück – gleichsam wie die Kinder Israel nach Ägypten –, von wo sie aufgebrochen war, und dachte an das, was sie zurückgelassen hatte. Ein Stück ihres Herzens hing an dem, was sie verloren hatte. Und das geteilte Herz blieb ohne Frieden ...

Hardi ging wie ein Apriltag umher. Ihre Freude über die Errettung wechselte mit einem Erschrecken über eine Hinneigung zu bösen Gedanken, die in ihr auftauchten. Aber sie kannte den Weg zu Jesus und wandte sich immer wieder mit der Bitte um Vergebung an ihn.

Lindemo und seine Frau aber strahlten. Doch in die Freude hinein mischte sich auch ein gewisser Stolz. Ihr Leben war es, was hier Frucht trug, dachte Lindemo, wenn auch nur im innersten Winkel seines Herzens. Er hatte sich doch immer bemüht, ein christliches Leben zu führen – vor seinen Kindern und auch sonst. Das war die Belohnung dafür, Belohnung für rechtschaffenen christlichen Wandel.

Ja, Gott war gut. Er belohnte die Seinen wirklich. Lindemo brauchte nicht zu befürchten, daß die Kinder etwa ausschweiften. Aber Jans?

Jans war das Fragezeichen in Lindemos Leben, obwohl er nicht ahnte, wie weit sein Sohn schon abgesun-

ken war. Aber er merkte, daß er ihm immer mehr entglitt. Jans hatte keine Bange mehr, unverblümt seine Meinung über religiöse Dinge zu sagen. Er äußerte oft Ansichten, die seinen Eltern ins Herz schnitten.

Er kam in der letzten Zeit oft sehr spät nach Hause. Einmal hatte er so gepoltert, daß alle wach wurden. Am nächsten Morgen erklärte er, es sei in der Küche so dunkel gewesen, daß er an die Kupferkessel gestoßen sei, die an der Wand hingen.

Die Mutter erinnerte sich zwar genau, daß sie das Licht hatte brennen lassen, als sie ins Bett gegangen war, aber wenn er es sagte ...

„Jans wird schon noch kommen“, sagte Frau Lindemo tröstend zu ihrem Mann, „hoffen wir, daß die Erweckung im ‚Silo‘ lange anhält.“

„Wenn er nur wieder einmal mitkäme zur Versammlung, Mutter.“

„Ja, wenn er doch –“

\*

Frau Holmviks Denkkapparat war einfacher Natur. Er besaß keine komplizierten Funktionen. Aber es war ein gesunder, vernünftiger Durchschnittskopf. Er leistete Ausgezeichnetes für das tägliche Leben, für die Besorgung von Essen und Wäsche, für Ordnung im Haushalt. Wenn es darum ging, ihren Mann mit all seinen großen und kleinen Bedürfnissen zufriedenzustellen, lief dieser Apparat wie ein gut geöltes Uhrwerk.

Holmviik nahm ihre Mühewaltungen als selbstverständlich hin. Wofür sonst hatte er eine Frau? Er arbeitete und mühte sich ja den ganzen Tag. Die Frau lief nur im Hause einher, bereitete das Essen, besorgte die Wä-

sche, kochte ein, besserte aus ... Ja, sie tat eigentlich recht wenig.

Wenn Frau Holmvik nicht an ihren Mann dachte, beschäftigten sich ihre Gedanken mit Jörgen. Das war ihre zweite Lebensaufgabe. Aber immerhin war er Nummer zwei. Deshalb brauchte der Mann nicht eifersüchtig auf ihn zu sein.

Konnte einer verstehen, was der Junge immer noch auf See wollte? Wo er es zu Hause so gut hatte? Ein flinker Tischler war er und hatte seinen Platz in der Werkstatt beim Vater. Und warum er nicht schrieb? Na ja, sie hatte ein paar Briefe bekommen. Vielleicht vier, fünf – nein, das waren sechs mit dem im letzten Jahr, seit er draußen war. Ganze sechs Briefe! Er müßte mindestens jede Woche schreiben, dieser garstige Junge, dieser Strolch!

Holmvik versuchte ihr zu erklären, daß ein Seemann auf weiter Fahrt nicht jede Woche schreiben kann. Sie hörte ruhig zu, dachte aber bei sich, daß das Mannsvolk durchaus nicht immer so klug sei, für wie es sich selber halte. Natürlich konnte ihr Jörgen jede Woche einen Brief schreiben, auch wenn er lange auf See war. Er konnte ihn ja dann zur Post bringen, wenn er an Land kam.

Frau Holmvik wartete eigentlich immerzu auf Jörgen – die ganze Zeit, von dem ersten Augenblick an, als er fortging. Aber nun mußte er jeden Tag kommen.

Sie hatte in der Zeitung gelesen, daß Jörgens Schiff von Amerika Kurs auf Europa genommen hatte. Es wollte zum Mittelmeer, und da war es doch wahrscheinlich, daß es einen Abstecher nach hier machen würde. – Holmvik lachte.

„Geographie kann man einfach nicht in ein sehnsüchtiges Mutterherz ‘reinkriegen‘“, sagte er. „Es kann gut

sein, daß das Schiff bald wieder nach Australien in See sticht.“

„Aber dann kommt er doch wenigstens vorher in Urlaub?“

„Das ist ganz unsicher. Eigentlich hat er sich ja nur für zwei Jahre verpflichtet, aber es kann gut sein, daß er den Vertrag um zwei weitere Jahre verlängert hat.“

„Er muß jetzt nach Hause kommen“, sagte sie bestimmt.

„Warum denn?“

„Solange hier die Erweckung andauert – das mußt du doch einsehen.“

„M–ja – na ja.“

Mutter Jubel sah öfter einmal zu Holmviks hinein – wie überall in der Gemeinde. Sie war als Postbote Gottes angestellt, hatte vertrauliche Gemeinschaft mit ihm, und sein Wille wurde ihr offenbart. Im Gebet bekam sie Weisung, wohin sie gehen sollte. Und dann ging sie auch. Aber sie nahm niemals andere Post in ihrer Tasche mit. Denn die verträge sich nicht mit Gottes Post, meinte sie.

„Ich frage mich, woran es liegt, daß Schneider Halnes noch nicht bekehrt ist“, äußerte sich Holmvik eines Tages.

Mutter Jubel sah ihn mit ihren hellen Augen an und stieß energisch mit dem Stock auf den Boden, als wolle sie ein kriechendes Insekt zerquetschen.

„Paß auf, daß du nicht unter die Räder kommst“, sagte sie scharf.

Es gab jedem einen Stich, zu dem Mutter Jubel in dieser Weise sprach. Aber Mutter Jubels Stich war heilsam. Er wirkte wie ein Aderlaß. Die Pinzette, die sie verwandte, hatte sie aus Gottes Instrumentenkasten entliehen, und alle Instrumente aus diesem Kasten waren mit dem Öl der Liebe getränkt.



Frau Holmviik sprach mit ihr auch von Jörgen. Natürlich. Und da zeigte sich Mutter Jubel, wie sie wirklich war. Sie hatte nicht vergessen, daß sie auch einmal Mutter gewesen war. Fünf Gräber gehörten ihr auf dem Friedhof. Aber diese Gräber, die sich über all ihren Lieben geschlossen hatten, die sie in der Welt besaß, hatten ihr Herz für die Not anderer aufgeschlossen.

Nun saß sie hier, tröstete Frau Holmviik und sprach mit ihr über Jörgen. Das war beruhigend und schön. Und dann ging sie wieder.

Der März neigte sich dem Ende zu. Es war ein langer und strenger Winter gewesen, der nun zum Schluß noch einmal zeigen wollte, was er konnte. Es wehte und stürmte mit aller Gewalt von Norden her. Drei Tage hielt dieses Wetter an, aber der Sturm konnte die Leute nicht vom „Silo“ fernhalten. Dann drehte der Wind, kam plötzlich von Osten und brachte noch einmal Schnee. Und was für ein Schneegestöber! Man konnte nicht mehr Himmel und Erde unterscheiden und kaum über die Straße sehen.

Als sich der Wind legte, lag der Schnee meterhoch. Es sah beinahe so aus, als wolle er diese Stadt ersticken, die sich einbildete, Häuser und Straßen zu haben. Nun mußte man wirklich für einige Tage die Versammlungen aufgeben. Denn jeder hatte genug damit zu schaffen, sich aus dem Schnee herauszugraben. Die Zeitungen schrieben, daß seit Menschengedenken kein solcher Schneefall und Sturm gewütet habe. Telefon und Telegraf waren gestört.

Frau Holmviik las, was täglich in der Zeitung stand vom Schneefall und Sturm und unterbrochenen Telegrafen. Aber eigentlich gab es für sie nur die eine Frage, ob auch auf dem Mittelmeer ein solcher Sturm gewesen war. Alles andere interessierte sie nur am Rande.

Doch bald bekam die Stadt wieder ihr gewöhnliches Aussehen zurück. Denn nun setzte starkes Tauwetter ein. Es gluckerte und rann und plätscherte unaufhörlich. Zunächst war es nur der Dachfirst, der hervorlugte, ein paar Stunden später kam das ganze Dach zum Vorschein. Die Leute schaufelten schleunigst die Rinnsteine frei. Überall sah man krumme Rücken in den Schneegruben. Das würde noch einige Tage so fortgehen und man hätte Stiefel anhaben müssen, die über den ganzen Körper gingen, um durch solche Nässe hindurchzukommen.

Aber die Leute kamen auch so hindurch – zum „Silo“. Abend für Abend. Immer noch war Erweckungszeit!

Wenn Jörgen nur kommen wollte! Frau Holmviik konnte kaum noch essen. Die Versammlungen besuchte sie getreulich. Wenn einer bekehrt wurde, sagte sie zu sich selbst: ach, das könnte doch Jörgen sein! War es ein junger Bursche, der Zeugnis ablegte: wenn das mein Junge wäre! Es war viel Liebe zu Gott in dieser mütterlichen Liebe. Ihre Mutterliebe war von Gott durchtränkt.

\*

Das Postboot glitt langsam im Abendschimmer an die Landungsbrücke. Es gingen nicht viele an Land. Ein paar Handlungsreisende, und dann noch ein junger Mann.

Die herumlungernden Hotelboys fragten ihn sicherheitshalber: „Hotel?“ Aber sie glaubten ohnehin nicht, daß dieser bescheidene Junge ein Hotelzimmer benötigte. Aber sieh da – er holte einen heran, ging mit ihm an Bord, wies ihm seine Sachen an und gab ihm eine Adresse. Dann strebte er an Land. Mit seinem hellen

Mantel über dem Arm und den Hut in der Hand machte er sich auf den Weg zur Stadt.

Sein Gang war etwas schlingern nach Seemannsart, aber er ging schnell, als hätte er Eile. Ein Lächeln lag auf seinem offenen Gesicht, während er die Häuser und Gebäude in Augenschein nahm und wie bei einem Wiedersehen die Hand ab und zu grüßend hob.

Er sagte der kleinen Stadt: „Guten Abend!“ und er empfand, als antworte sie: „Willkommen zu Hause!“ Die Laternen waren schon angezündet und spiegelten sich in den silbrigen kleinen Bächen und Seen von Schneewasser. Der junge Mann bahnte sich lächelnd einen Weg durch den Wasserwirrwarr. Die Füße berührten froh die heimische Erde, und Freude rann durch seinen ganzen Körper. Ach, es war schön, nach Hause zu kommen. Das junge, freimütige Gesicht strahlte vor Freude.

Er entdeckte einen Bekannten auf der Straße. Da zog er den Hut ins Gesicht und schlich sich vorbei. Nein, es waren andere, die ihn heute abend zuerst erkennen sollten. Er wollte gewissermaßen heil und unerkannt bleiben, bis er zu Hause war.

Vor Holmviks kleinem, hübschen Haus blieb er stehen. Er hustete und räusperte sich. Komisch! Ihm war so eigenartig zumut. Vielleicht weinend hineingehen? Ach nein, danke! Er war ja nun wohl erwachsen.

Da drinnen hielten sie gewiß Dämmerstunde, denn nur der bleiche Mondschein leuchtete aus den Fenstern. Ja, zu dieser Zeit ruhte Vater sich nach des Tages Mühen aus. Und Mutter! Ach ja, Mutter!

Was stand er noch immer hier draußen? Er mußte hinein. In der Küche war es dunkel. Er klopfte vorsichtig an das Zimmer.

„Herein!“ hörte er Vaters Stimme.

Er hatte sich vorgenommen, seine Stimme zu verstellen. Aber das vergaß er vollständig, als er in der Tür stand. Seine Stimme war so dick wie Grütze.

„Guten Abend!“

Sein Vater lag auf dem Sofa. Er erhob sich langsam und konnte in der Dunkelheit nicht richtig sehen.

Hinten bei der Lampe saß seine Mutter. Die eifrigen Stricknadeln fielen klirrend zur Erde.

„Guten Abend“, sagte sie zögernd.

Plötzlich war sie auf den Beinen. Sie tastete nach dem Schalter für das Licht, fand ihn aber nicht. War sie am Ende blind geworden? Danach brauchte man doch nicht zu suchen!

Aber schon war sie an der Tür.

„Das ist doch Jörgen, Vater! – Ach Jörgen! Jörgen!“

Und dann war Frau Holmviik in der Küche. Wofür war man sonst Mutter! Jörgen war doch sicherlich hungrig, der Arme.

„Aber ihr müßt beide hier bei mir bleiben, es ist ja gemütlich und warm.“

Ja, gemütlich war es wirklich in der Küche! Der Vater saß auf seinem Stuhl und wippte hin und her. Und der lange Junge lief herum, besah alle Dinge und sagte: „Das hier habt ihr früher nicht gehabt. Wofür brauchst du das, Mutter?“

Seine Mutter wirkte heute abend wie ein junges Mädchen. Sie lachte schelmisch und hätte beinahe die Koteletts anbrennen lassen, die nun einen Tag früher in die Pfanne mußten.

Und wie er erzählte, der lange Junge!

„Schreiben, sagst du? Ich wurde in Bergen ausgemustert, da konnte ich ja ebensogut kommen. Oder hättest du vielleicht lieber einen Brief gehabt?“

Dann lachten sie wieder. Nein, so ein Junge!

Während sie aßen, erzählte die Mutter von der Erweckung.

Jörgen lächelte unergründlich. „So, so“, sagte er nur.

Ja, nun war der und der bekehrt. Sie lieferte förmlich eine Liste von denen, die wiedergeboren waren.

Es arbeitete in Jörgens Gesicht.

„Und nun haben wir darauf gewartet, daß du kommen würdest, solange das anhält, Jörgen. Denn wir wollten so gern, daß auch du erfaßt wirst.“

Sie sah ihn bittend an mit ihren treuen Augen.

Da konnte sich Jörgen nicht länger halten. Er stand auf, ging zu seiner Mutter hin und umarmte sie. „Ich bin bekehrt, Mutter“, sagte er.

Sie gab einen Schrei von sich und stieß ihn zurück.

„Jörgen!“ rief sie matt und vorwurfsvoll.

„Das ist wahr, Mutter.“

Mutter feuchtete ihre Lippen an. Sie war blaß geworden. Dann zog es sie wieder zu Jörgen hin.

„War Sturm, als du bekehrt wurdest?“

„Nein. Da war schönes Wetter. Aber Sturm war bei mir inwendig.“

„Aber wann war denn das?“

Er streichelte lächelnd ihre Wange.

„Ach, du bist gut, Mutter. Ich habe geglaubt, du wüßtest, daß ein Kind, für das so viel gebetet wird, erweckt werden muß. – Aber können wir eigentlich heute zur Versammlung gehen?“

Husch – da waren sie auch schon alle im Aufbruch. Holmvik war als erster draußen, um sich anzuziehen. Ein bißchen spät würden sie allerdings kommen. Aber was schadete das?

Und dann saßen sie also richtig im „Silo“. Sie störten die Andacht. Nicht etwa, weil sie unruhig waren. Nein,

aber wer konnte es schon unterlassen, auf diese drei strahlenden Sonnen zu blicken!

Als Zeugnisse gegeben wurden, erhob sich Jörgen. Seine Mutter mußte sich an der Bank festhalten. Er wolle nur sagen, daß er bekehrt sei. Er habe ein norwegisches christliches Blatt irgendwo da unten in einem Lesezimmer in Australien gefunden . . . und darin habe von der Erweckung hier oben gestanden. Von da an habe sich bei ihm der Seegang auf sein Inneres verlegt.

„Nur in der Not kommt man ja dazu, zu Gott zu rufen, wißt ihr. Ich rief ihn an und er erhörte mich. Ja, so war es!“

Diese Worte kamen schlicht und einfach, ohne jeden Gedanken an Wirkung.

Wäre nicht schon vorher Erweckung gewesen, dann wäre sie an diesem Abend bestimmt gekommen.

\*

Jans stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als er das Schlußsignal in der Glashütte hörte.

Es war wieder einmal Sonnabend. Ein Gefühl von Wohlbehagen überkam ihn, trotzdem er nach der Arbeit der ganzen Woche recht müde war. Morgen früh brauchte er den Krach des Weckers nicht zu hören, und heute abend konnte er aufbleiben, so lange er wollte. Ein herrliches Gefühl!

Jans legte sein Werkzeug weg und verabschiedete es bis Montag früh. Das war bestimmt kein schwerer Abschied, denn er hing nicht sonderlich an seiner Arbeit.

Als er damit fertig war, zog er seine Jacke an. Sein Arbeitskamerad Jonas stand schon in der Hüttentür.

„Du kommst doch heute abend, Jans?“

„Na, gut“, antwortete dieser etwas zögernd.

Bei Lindemos waren alle zu Hause. In der Küche rumorten die Frauen. Ein verräterischer Duft wehte zu dem Hausvater herein. Ja, morgen gab es sicher wieder etwas Gutes. Er ging hinaus und sah den Frauen zu.

„Willst du Küchenjunge sein?“ neckte ihn seine Frau, wie er so untätig dastand.

Er nahm die Hände aus den Taschen und kitzelte sie.

„Laß das sein! Bist du närrisch? Ich lasse ja den Kessel fallen.“

„Nein, die Männer haben nicht viel Vernunft“, sagte Hilde.

Sie mußte es ja wissen.

„So, nun raus!“ sagte Hardi und spritzte ihm ein paar Tropfen kaltes Wasser ins Gesicht.

Das war das Signal zur Jagd. Sie stürmten durch alle Zimmer, Hardi voran und der Vater hinterher.

„Wollt ihr wohl meine ganze, schöne Samstagsarbeit zunichte machen?“ jammerte Frau Lindemo lachend.

Hardi versteckte sich in Jans Zimmer.

Aber der brüllte sie an: „Raus mit dir! Ich stehe ja halb nackt, Mädchen.“

Da blieb ihr nichts anderes übrig, als ihrem Vater direkt in die Arme zu laufen, und nun bekam sie ihre Spritzer mit Zinsen zurück.

Sie wehrte sich und kicherte und schrie.

„Nein, diese Kinder!“ empörte sich Frau Lindemo.

„Hörst du, Vater? Kinder, hat sie gesagt – Mehrzahl – hast du das begriffen?“

Jans kam heraus in Hemdsärmeln, frisch gekämmt und mit scharfen Bügelfalten in den Hosen.

Sein hübsches Gesicht hatte einen Ausdruck von Ungeduld und Unruhe. „Meine Manschettenknöpfe sind wieder verschwunden.“

„Wieder?“ sagte Mutter, „ist das öfter der Fall? Hilde, du hast heute doch aufgeräumt.“

„Ja. Ich werde gleich mal –“ Sie verschwand bei Jans.

„Du hast aber nicht gut nachgesehen. Hier sind sie.“

„Danke schön, mein Mädchen.“ Jans wollte sanft sein.

„Ach nein, ich bin nicht dein Mädchen“, sagte Hilde schnippisch. Sie schlug die Tür hinter sich zu, um Jans' nächste Bemerkung nicht noch hören zu müssen. Denn sie wußte, was kommen würde. Aber durch die geschlossene Tür hörte sie ihn trotzdem etwas über Albert sagen.

Sie kniff die Lippen zusammen.

Kurz darauf kam Jans fertig angezogen in die Küche.

„Ich dachte, du würdest heute abend bei uns zu Hause bleiben, Jans.“

Mutters Stimme klang traurig.

„Ich muß 'raus und mich ein bißchen bewegen – heute ist doch Sonnabend.“

„Ja. Ja. Kann schon sein. Aber ich hatte mir vorgenommen, heute abend irgend etwas besonders Gutes zu machen.“

„Was denn, Mutter?“

„Ich habe sehr schöne Wurst – sollte das nicht was für dich sein, du?“

„Hm. Schön. Ich komme nachher zum Abendessen. Laß mal sehen, Mutter. Ja, ich komme sicher.“

„Können wir nicht vor dem Abendessen einen kleinen Weg machen, Jans? Das haben wir doch oft so gehalten, als du noch jünger warst“, bot der Vater an.

„Vielen herzlichen Dank. Das hätte schön werden können. Aber es paßt mir heute nicht. Bis später! Und laß die Wurst schön braun werden, Mutter!“ Damit eilte Jans hastig hinaus.



Der Frühlingstag versank in einem klaren Himmel. Im Nordwesten leuchtete es immer noch hellblau. Die Sterne kamen einer nach dem anderen hervor, und im Süden hing eine stille, bleiche Mondsichel über den Bergen.

Jans sog die frostkalte Luft in sich hinein. Er blieb unschlüssig stehen. Sollte er nicht doch lieber mit dem Vater einen Spaziergang machen?

Aber dann setzte er doch seinen Weg zur Baracke fort. Das Kartenspiel lockte.

Auch bei Heis machte sich der Sonnabend bemerkbar. Es roch nach grüner Seife und Bier. Vor dem Küchenfenster hing eine saubere Gardine. Frau Hei wirkte frisch gewaschen, dick und sanft. Hei saß mit der Zeitung in der Stube und trank ab und zu einen Schluck Bier.

Jans und Jonas nahmen sich Zigaretten und unterhielten sich in der Ecke am Küchentisch. Frau Hei warf hie und da ein Wort dazwischen. Sie sollten nicht so schrecklich rauchen, das wäre nicht gesund für Kinder. Ja, das schon, aber sie seien ja Erwachsene.

Frau Heis Reden und ihr Lächeln hatten eine eigenartige, aufhetzende Wirkung. Die Jungen rauchten unaufhörlich.

Dann wurden die Karten hervorgeholt. Jeder legte sein Häufchen Kleingeld auf den Tisch. Sie lächelten sich gespannt zu.

Und nun vergaßen sie alles andere.

Even Reier kam zur Küche herein.

„He, hier sehe ich ihn also“, grüßte er und wollte zu Hei durch die Küche gehen.

Jans wurde es unbehaglich. Er hatte Reiers Worte vom vergangenen Herbst im Fichtenwäldchen nicht vergessen. Er machte einen schwachen und fruchtlosen

Versuch, die Karten und das Geld zu verstecken. Aber Reier tat so, als sähe er es überhaupt nicht.

„Geh nur ruhig rein“, sagte Frau Hei mit einer Stimme, die weich wie Butter war. Alles an Frau Hei war wie Butter.

Der sonst lange, schlaksige Reier sah heute bucklig aus. Die Brust saß viel zu hoch auf der einen Seite, und auch der Rücken wies einige Erhöhungen auf.

„He, he“, lachte Reier wiehernd und zog aus allen Taschen Flaschen hervor.

Der alte Hei gluckste hingerissen. „Setz dich hin, Junge. Mutter – ein Glas!“

Frau Hei kam mit mehreren Gläsern. Sie wußte schon, wie viele gebraucht würden.

Jonas blinzelte Jans zu in Richtung auf die Stube. Der wäre am liebsten gegangen. Aber er hatte Geld verloren und wollte versuchen, es wieder zurückzugewinnen. Das Spiel wurde fiebrig. Jans glühte vor Eifer und Hitzigkeit. Der Inhalt seines Geldbeutels verminderte sich unaufhörlich. Jonas saß wie eine wachsame Spinne da.

Jans merkte nicht, wie lange sie schon so saßen. Einmal sah er auf, da stand am Ende des Tisches eine Flasche mit zwei Gläsern.

Plötzlich empfand er, wie trocken seine Lippen waren und daß es schrecklich warm hier drinnen war. In der Stube wurde laut erzählt und geschwätzt. Sie waren recht vergnügt da drinnen, und Frau Hei lachte gedämpft und unangenehm.

Einen Augenblick später stand sie bei den Jungen am Tisch und füllte die Gläser. Sie gab sich, als interessiere sie irgend etwas in der Küche, während sie ihnen die Gläser hinschob. Dann ging sie wieder zu den beiden Männern in die Stube hinein, ohne ein Wort gesagt zu haben.

„Ja, bitte schön“, sagte Jonas und griff nach dem einen Glas.

„Ich habe keinen Durst“, antwortete Jans und versuchte, möglichst gleichgültig auszusehen. „Bin ich dran, zu geben?“

„Ja. Wenn du nichts haben willst – ich nehme auf alle Fälle ein Glas.“

Etwas später trank auch Jans.

Jonas warf einen lauernden, neugierigen Blick auf seinen Kameraden.

Es dauerte gar nicht lange, bis Jans' Mund wieder so trocken war, daß er einen verstohlenen, langen Blick auf die Flasche warf. Jonas tat lange so, als merke und verstehe er nichts. Aber dann füllte er die Gläser wieder.

Und Jans trank.

Frau Hei kam wieder in die Küche und huschte hin und her. Plötzlich blickte sie auf den Tisch und schlug die Hände zusammen und rief: „Nein, ist denn so etwas möglich! Habe ich euch am Ende gar eine leere Flasche hingestellt? Ich glaube, ich werde alt. Aber nun sollt ihr eine bekommen, in der wirklich etwas drin ist.“

Sie nahm die leere Flasche weg und stellte eine neue hin. „So, hier habt ihr, Jungens – was sagen die da drin? Schnapsgläser? Ja, ich komme schon.“

Aber sie kam immer wieder mit Bier für die Jungens.

Jans wurde der Kopf schwer. Am liebsten hätte er angefangen zu weinen, aber statt dessen lachte er.

Reier und Hei guckten hie und da zur Küchentür herein, taten aber so, als hielten sie nach etwas anderem Ausschau.

Dann fing Jans an, dummes Zeug zu reden. Seine Augen sahen feucht und komisch und bittend umher wie die eines verwundeten Tieres.

„Ich – ich – mir ist so schlimm – im Kopf.“

Frau Hei war sofort zur Stelle.

„Na, so was!“ sagte sie freundlich. „Das geht vorbei, wenn du einen Schnaps trinkst, Jans.“ Sie hatte gleich einen zur Hand.

Mit einer Grimasse schluckte Jans ihn hinunter. Dann wandte er sich wieder seinen Karten zu – aber er schaffte es nicht mehr, es war Unsinn, das Ganze hier. Und Jonas? Vermutlich war er trainiert und konnte mehr vertragen, er schien noch vollkommen klar und war sogar sehr vergnügt.

Jetzt hatten sich auch Hei und Reier in der Küche niedergelassen. Sie wieherten leise und machten allerhand Andeutungen, von denen Jans kaum etwas verstand. Aber irgendwie schien ihm doch, daß sie über seinen Vater lästerten. Er wollte mit der Faust auf den Tisch schlagen, aber die Hände waren so weich und so merkwürdig kraftlos.

Frau Hei kam zu ihm herüber und tat so sanft wie ein Sonnenstrahl.

„Du traust dich wohl nicht nach Hause, Jans?“

„Was?“ Er sah mit schweren Augen zu ihr hin.

„Du traust dich wohl nicht nach Hause, meine ich. Dein Papa wird vielleicht böse. Du kannst gern über Nacht bei uns bleiben, Jans.“

Er sah sie starr an und versuchte, sich auf die Beine zu stellen. „Hier?“ sagte er hitzig. „Hier riecht es so schlecht.“

Die dicke Frauenhand hob sich zum Schlag, sank aber gleich wieder zurück. Sie hatte einen anderen Schlag im Sinn.

„Nein, geh du nur nach Hause zu Mama“, sagte sie sanft.

Er fingerte nach seinem Kleingeld. Die anderen gaben ihm Hut und Mantel, und dann nahm ihn Jonas unter den Arm und ging mit ihm hinaus.

„Paß gut auf das kleine Engelchen auf“, rief ihnen Frau Hei nach.

Reier und Hei kicherten.

Bei Lindemo warteten sie mit dem Essen. Die Wurst war gut und schön braun geraten, aber hatte nun schon lange auf dem Herd gestanden. Die Mädchen hatten verschiedentlich vorgeschlagen, daß man nun endlich essen sollte. Aber Mutter wollte durchaus auf Jans warten. Lindemo versuchte, die Zeit mit Lesen auszufüllen. Es fiel ihm merkwürdigerweise schwer, seine Gedanken zu sammeln. Vielleicht kam es daher, daß er hungrig war.

„Aber nun setzen wir uns zu Tisch“, sagte er bestimmt und klappte sein Buch zu.

Frau Lindemo seufzte. Sie war so bekümmert um Jans. Immer mußte er eigene Wege gehen.

Die Stimmung war nicht besonders gut. Keiner war auf einmal mehr richtig hungrig, niemand machte sich noch viel aus dem Essen.

„Gut!“ sagte Hardi.

„Ach ja. - Gute Wurst.“

„Wohin Jans nur gegangen sein mag?“

„Ich habe Angst, Jans strebt von uns fort, obwohl hier Platz genug für ihn ist.“ Lindemo sagte es müde, und aus seinen Worten klang Bitterkeit.

„Möge es doch wieder gut werden“, seufzte seine Frau.

Nein, aus dem Gespräch wurde heute nichts mehr, auch aus dem Essen nicht.

Gerade griff Lindemo nach der Bibel, als jemand kam. Die Außentür knallte. Dann unsichere Schritte und ein Tasten nach der inneren Tür. Endlich ging sie auf. Jans taumelte in die Stube mit offenem Mantel und dem Hut im Nacken.

Im Zimmer herrschte Grabesstille. Zungen, Herzen und Glieder schienen wie gelähmt. Was war bloß geschehen?

Aber dann folgte ein gemeinsamer Schrei, und alle waren auf den Beinen. Die Wahrheit ging ihnen in all ihrer Schrecklichkeit plötzlich auf. Jans war voll, ganz und gar voll.

„Die Wurst, Mutter“, stammelte er, „Wurst und Bier – nam – nam – Sollen wir – sollen wir – einen kleinen Weg machen – Papchen?“

Lindemo war leichenblaß. Er steckte die Fäuste in die Taschen. Man konnte sehen, wie krampfhaft sie zusammengeballt waren.

Jans schwankte und sank auf einen Stuhl mit hängenden Armen und versagenden Augen.

Die Frauen weinten, jammerten und liefen ratlos umher.

„Wo bist du gewesen, Junge?“

Lindemos Stimme klang schneidend, stieg zu einem Diskant auf und überschlug sich am Schluß.

„Hei – ein kecker, – Bursche. – Aber die Alte – allzu fett – tja.“ Sein Mund zog sich zu einem Flunsch hoch auf der einen Seite und blieb so stehen.

„Bringt ihn weg. Weg!“

Lindemos Stimme hatte sich zum Brüllen gesteigert. Seine Frau warf ihm einen verzweifelten Blick zu.

Dann besannen sich die Frauen, brachten Jans in sein Zimmer und ins Bett.

Als sie wieder herauskamen, stand Lindemo noch auf demselben Fleck und starrte ins Leere. Seine Adern lagen dick, fast berstend blau auf seiner Stirn. Alles an der hohen Gestalt war bis aufs äußerste gespannt. Der ganz Mann war wie ein Bündel zusammengedrängter Kraft. Denken konnte er nicht. Nur fühlen konnte er.

Und es schien ihm, als läge er begraben unter den Ruinen seines Lebens und seines Heims.

Seine Frau warf die Hände um seinen Hals. „Ach Hermann!“

Lindemo streifte ihre Arme ab und schob sie fort – mit unbändiger Kraft! Ihre Arme waren für ihn leere Luft. Sie sank schluchzend auf einen Stuhl. Lindemo sah und hörte sie nicht. Er stierte unaufhörlich in den Abgrund seines Lebens. Ein Sohn, der den Weg eines Trunkenboldes eingeschlagen hatte!

„Ein Lindemo –“

Auf einmal kam Leben in ihn. Er riß seine Jacke an sich und ging auf die Tür zu.

„Hermann! Hermann! Gehe nicht!“

Sie schrie es förmlich.

Die Töchter kamen herbei. Sie hängten sich alle an ihn. Ein paar Handbewegungen – und er war frei und schritt zur Tür hinaus – ohne Hut.

Frau Hei saß am Küchentisch und sah Lindemo durch das Fenster draußen auf der Galerie. Wie ein Luchs war sie an der Tür, um den Schlüssel umzudrehen, während der Schreck ihr durch alle Glieder fuhr.

Sie kam zu spät. Lindemo hatte die Türklinke schon erfaßt und schob sie mit der Tür zurück, trotzdem sie sich mit aller Gewalt dagegenstemmte.

Im Nu wurde sie sanft.

„Nein, guten Abend, Lindemo. Wie geht es Ihnen denn? Und Ihren Leuten? Es ist lange her, seit ich Jans gesehen habe. Es geht ihm doch gut?“

Lindemo kümmerte sich nicht um sie. Er hörte gar nicht hin, was sie sagte. Er stellte sich in die Tür und lehnte sich mit einer Schulter gegen sie.

Drinne hatte das Gerede aufgehört. Hei hatte sich

erhoben und ging um den Tisch herum, möglichst weit weg von der Tür. Dort stand er schwankend und hielt sich an der Tischplatte fest, während er finster und dumm auf Lindemo starrte. Sein Mund bewegte sich, aber sprechen konnte er nicht.

Der Tod war in seine Stube getreten, ein finsterer, drohender Tod.

Reier war sitzengeblieben. Er wollte seinen Mut zeigen. Er zündete ein Streichholz an, um seine Pfeife in Brand zu setzen. Aber er fand den Pfeifenkopf nicht. Das Streichholz brannte in seinen zitternden Händen ab. Aber er vergaß zu fluchen. Dann starrte auch er Lindemo an.

Hinter Lindemo stand Frau Hei und redete weiter. Lindemo sah zurück über die Schulter. Das genügte, um sie zum Schweigen zu bringen. Sie wurde grau vor Schreck.

Sein Gesicht sah fürchterlich aus. Die Augen brannten wie rote Flammen. Seine Züge zeigten eine eisige Ruhe, obwohl er eine wahnsinnige Angst in ihren Augen lesen konnte.

Er machte einen Schritt vorwärts. Das löste ein Heulen bei Hei aus. Er wich zur Seite, aber das Bett versperrte ihm den Weg – er saß in einer Falle.

Da ging Lindemo auf ihn zu. Hei versuchte, an ihm vorbei- und wegzukommen. Er stieß an den Tisch, daß die Gläser und Flaschen lärmend umstürzten. Aber Lindemo hatte ihn schon erfaßt. Hei war wie ein Strohalm in seinen Händen.

Mit einem kraftvollen Griff packte er ihn am Nacken und hielt ihn in Armlänge von sich über dem Boden. Heis Beine bewegten sich wie Trommelschlegel, aber ohne Ziel. Lange zappelte er nicht, denn der eisenharte Griff nahm ihm jede Kraft.



Da stieß ihn Lindemo mit der Stirn gegen die Wand. Reier knurrte ihn an – sinnlos vor Schrecken.

Lindemo ließ Hei los. Einen Augenblick lang kümmerte er sich um Reier, aber nur einen Augenblick. Er packte ihn bei den Hüften, hob ihn hoch und stieß ihn über die Küche zur Tür hinaus, die offen geblieben war, so daß er mit dem Kopf in Kübeln und Gerumpel landete, die draußen auf der Galerie standen. Da lag er und stöhnte, bis er seine zerschundenen Glieder wieder beisammen hatte. Dann schlich er sich weg.

Lindemo hatte sich sofort wieder zu Hei gewandt. Dieser hatte inzwischen eine Flasche ergriffen, mit der er drohend auf ihn losging. Lindemo packte seinen Arm und rang ihm die Flasche aus der Hand, aus der das Bier in Strömen über den Tisch floß.

Der Auftritt war schrecklich. Hei hing und baumelte erneut hilflos in den grausamen Händen. Unartikulierte Laute entwandten sich seinem Mund. Es war eine äußerst würdelose Szene.

Frau Hei schlich nun hinten an Lindemo heran, um ihrem Mann zu Hilfe zu kommen. Sie zerrte und zog ihn an den Haaren. Er schien es zuerst gar nicht zu merken. Aber plötzlich gab er ihr einen Stoß, daß sie wie ein voller Sack auf den Boden rollte. Hier blieb sie liegen und stöhnte.

Keiner der drei achtete darauf, daß sich die Galerie inzwischen bevölkert hatte und die Leute atemlos dem Auftritt da drinnen folgten.

Lindemo trieb weiter sein grausames Spiel mit dem armen Mann. Wo er ihn packen konnte, griff er zu und drückte zu.

Hei heulte. Lindemo hatte noch nicht ein Wort gesagt. Diese unheimliche Ruhe vergrößerte den Schrecken.

Nein – das war kein Christ in Heis Stube. Lindemo

war ein Abbild des Teufels, oder wie ein menschlicher Vulkan im Ausbruch.

Nun zog er Hei zum Tisch hin, auf dem noch volle Flaschen standen. Er ergriff eine davon und schob sie Hei in den Mund, daß die Zähne knirschten.

„Trink!“

Die Stimme kam wie ein unterirdisches Gewitter aus seiner Brust.

Hei war außer sich vor Schreck. Er faßte nichts mehr.

„Trink!“ raste Lindemo.

Dann nahm er die Flasche und goß sie über Heis Kopf, daß das Bier wie ein gluckernder Bach an ihm herunterrieselte.

Hei schien mehr tot als lebendig.

Plötzlich ließ Lindemo ihn los. Hei fiel hin und blieb liegen. Lindemo stierte vor sich hin. Dann strich er sich schaudernd über die Stirn, als käme er zu sich selbst, schrie gräßlich und heiser auf und stürzte hinaus. Er sah nicht, wie die Leute auf der Galerie vor ihm zurückwichen.

Lindemo ging nicht nach Hause. Er irrte am Rande der Stadt umher, wo die Straßen in Wege übergingen und der Wald begann. Er lief umher wie ein Raubtier, das sich langsam beruhigt, weil sein Blutdurst zufriedengestellt ist.

Ein Gefühl von Übelkeit stieg in ihm hoch und daneben eine schreckliche Angst und Unsicherheit, deren Ursache ihm aber noch nicht richtig bewußt war. Ihm schien nur, als sei er Mitwisser von etwas Grausamem, an dem er aber keinen Anteil hatte.

Heis Schreie klangen noch in seinen Ohren nach. Aber keine einzelne Episode stand ihm klar vor Augen. Die Narkose des Teufels hielt seine Seele in Betäubung und Mattigkeit.

Er wußte gar nicht, wo er eigentlich war. Die Dunkelheit um ihn her wurde ihm kaum bewußt. Er merkte auch nichts von der nächtlichen Kälte, obwohl er ohne Hut und Kragen ging, mit offener Jacke und Weste.

Was war geschehen?

Die Frage grub sich in ihn hinein. Und jetzt kam Licht in seine Gedanken, mehr Licht, das nach und nach zu einer schrecklichen Klarheit wurde.

Was war geschehen? Ja, der Teufel hatte in die schwelende Glut, in den Stolz seines Herzens geblasen. Ja, er war stolz gewesen auf das Ansehen, das er als Gemeindevorsteher genoß, auf sein christliches Heim, auf seine Kinder, die besser als andere Kinder waren, auf seine großartige Frau. Alles das zusammen war seine Größe gewesen. Und nun?

Betrunkene hatte er in Massen gesehen. Immer waren sie ihm als Schweine erschienen. Ein elender Schlag Menschen, auf alle Fälle schlechter als die Seinen. Aber nun hatte er dieser Sünde in ihr fürchterliches Gesicht gesehen – in seiner eigenen Familie!

Sein, Lindemos Sohn, gesunken und abscheulich lallend wie ein Idiot! Mit dem faulen Gestank des Vollseins hatte er die heilige Luft seines Heims verpestet und für immer den Glanz seiner christlichen, ja heiligen Familie zerstört.

Hei, dieser elende Kerl hatte sein Heim beschmutzt. Hei –

Lindemos Wut plusterte sich noch einmal auf. Er griff mit der rechten Hand ins Dunkel hinein und krümmte die Finger, als wollte er etwas zerbrechen, nein, zermalmen.

Dann endlich sah er sich selbst. Bis jetzt in der Dunkelheit hier draußen hatte er nur Jans und Hei gesehen.

Was für ein Anblick!

Der ruhige, lächelnde, immer wohlwollende Lindemo wie ein Schlächter über einem armen Menschenwurm. Lindemo, bekannt für sein Christentum, wie ein Tier, nein, wie ein Teufel. Er mit seinem beherrschten, gleichmäßigen Wesen, der sich immer in Kontrolle gehabt hatte – plötzlich ohne jede Steuerung!

Er hatte geglaubt, die Abgrundkräfte des Fleisches sich unterworfen zu haben. Sie waren nur verlagert gewesen, bereit für den Teufel, bis er sie einmal brauchen konnte.

Entsetzlich!

Die ganzen Jahre hindurch hatte der Teufel die Lunte immer schwelend gehalten, bis er die Bombe einmal platzen lassen konnte.

Aber obwohl Lindemo plötzlich all das erkannte, beherrschte ihn weiter nur ein Gefühl. Er haßte Hei – immer noch!

Ja, wie er ihn haßte, diesen Hei, der sein Leben vernichtet hatte!

Aber Lindemo haßte auch andere. Den Satan zum Beispiel. So wirklich wie jetzt war er ihm noch nie erschienen. Er ging neben ihm her wie eine lebende Person. Er hatte ihn gründlich genarrt. In manchem Augenblick glaubte er, sein wieherndes Lachen aus dem Dickicht neben dem Weg zu hören.

Am tiefsten haßte Lindemo sich selbst. Er höhnte sich und gab sich die schlimmsten Namen. Er spuckte vor sich aus und schlug sich an den Kopf. Sein grauenvoller Fall ging ihm langsam auf.

Seiner Raserei war Genüge getan – nun erwachte endlich sein Gewissen. Was hatte er getan!

Es war ein gebrochener alter Mann, der wenig vor dem Morgengrauen an seine eigene Tür wankte.

Seine Frau war auf und vollständig angekleidet. Sie sah grau und übernächtigt aus.

„Ach, Hermann! Wo bist du nur gewesen? Ich war so in Angst!“

Er sah sie an und seine Augen umflorten sich.

„Ich war draußen und habe Hei kaputtgeschlagen“, flüsterte er wie ein Hauch.

Dann kamen die Tränen wie ein Sturzbach.

Er fiel auf das Sofa, und seine Frau sank schluchzend neben ihm nieder.

\*

Ein trüber Sonntag verging nach dieser unerträglichen Nacht.

Während der letzten Stunde vor dem Morgengrauen hatten Mann und Frau miteinander gesprochen, unterbrochen von langem Schluchzen. In Frau Lindemos Seele wurde es langsam wieder licht nach der tiefen Dunkelheit, die sie überkommen hatte, als ihr Mann gesagt hatte, er sei draußen gewesen und habe Hei zer schlagen.

Es war nun wohl acht Uhr geworden.

Draußen war heller Tag, und ein zeitiger Frühlingsvogel zwitscherte im Garten. Die Sonne schien und hatte angefangen, die Rinnsale des Regens in der Nacht aufzutrocknen. Die Wassertropfen glitzerten wie Tränen.

„Ich gehe jetzt zu Hei“, sagte sie leise.

Sie mußte Gewißheit haben, ob es so war, wie ihr Mann es in seinem aufgewühlten Zustand geschildert hatte.

Über Lindemo war eine fieberhafte Unruhe gekommen. Auch er wollte Klarheit darüber bekommen, wie groß sein Unglück war.

„Ja, geh, Margit“, sagte er.

Die Tür bei Heis war verschlossen, als sie anklopfte. Ein paar Frauen beobachteten sie auf dem langen Flur und guckten neugierig.

Bei Heis ging die Küchengardine zur Seite, und das verschlafene Gesicht von Frau Hei erschien einen Augenblick. Dann drehte sich der Schlüssel im Schloß. Die Tür war offen.

Frau Lindemo ging hinein. Üble Gerüche schlugen ihr entgegen und verwirrten sie, so daß ihr der Gruß im Hals steckenblieb.

Frau Hei wirkte wie eine fauchende Katze. Schön war sie nicht anzusehen, wie sie in ihren intimsten Kleidungsstücken dastand, dick, mit unordentlichen Haaren, die wirr um den Kopf und über ihren Rücken fielen. Mit ihrem zornroten Gesicht ähnelte sie einem struppigen Troll.

Frau Lindemo verschlug es beinahe den Atem vor Schreck über die Flut von Häßlichkeit, die von diesem Menschen ausging.

„Sieh mal an – die Frau von dem Engel, dem gesegneten Lindemo, von dem Untier, von diesem Teufel. Und die Mutter von Jans, diesem Ferkel!“

Merkwürdig – unter solchem Wortschwall verminderte sich für Frau Lindemo die Schuld ihres Mannes. Dennoch schauderte sie bei dem Gedanken daran, daß die Hände ihres Mannes in dieser Unreinheit gewühlt hatten.

Und hier verkehrte Jans! Unfaßlich!

Die häßlichen Reden flossen weiter über sie hin. Frau Lindemo hatte noch kein Wort gesagt, sagte auch wei-

ter nichts. Aber die Frage, um derenwillen sie gekommen war, beantwortete sich plötzlich von selbst. Denn jetzt rief eine müde, belegte Stimme aus der Stube, deren Tür angelehnt stand:

„Aber so halte doch endlich mal deinen Mund, Alte! Du tust ja gerade so, als bekäme ich noch einen Besuch von dem bösen Geist.“

Der Anflug eines Lächelns huschte über Frau Lindemos Gesicht. Sie wußte nun, was sie wissen wollte.

Hei war also am Leben.

Sie seufzte erleichtert und huschte schnell zur Türe hinaus.

Zu Hause sprach sie ruhig mit ihrem Mann und bewegte ihn dazu, sich hinzulegen. Dann ging sie in Jans Zimmer und blieb dort. Er warf sich unruhig im Bett hin und her und stöhnte wie in einem bösen Traum. Dann murmelte er abgerissene Gebete.

Plötzlich schlug er die Augen auf. Er blickte wild umher, ohne zunächst etwas wahrzunehmen. Dann fiel sein Blick auf die bekümmerte Gestalt seiner Mutter, die an seinem Bett saß.

Eine brennende Röte stieg ihm ins Gesicht, und er schlug die Hände davor. Auf einmal erinnerte er sich an alles, was gestern abend geschehen war.

Seine Mutter blieb still sitzen. Er war es, der zuerst sprechen mußte, und er fand nur ein einziges Wort: „Mutter!“

In seiner gedämpften Stimme lag merkwürdige Weichheit und Schrecken zugleich, wie der Notschrei eines tödlich Verwundeten.

„Ja“, sagte sie leise mit bekümmelter Stimme, „ich sitze hier und denke darüber nach, ob ich glücklicher wäre, wenn ich nicht deine Mutter wäre.“ Jans stöhnte.

„War es so schlimm, Mutter?“

„Ja, so schlimm. Aber um das verstehen zu können, müßtest du eine Mutter sein.“

Daß die Mutter nicht weinte, machte auf Jans tiefen Eindruck. Ihre trockenen Augen brannten ihm in die Seele. Und während er dalag und sie ansah, erschien sie ihm anders als die Mutter, die er bis jetzt gekannt hatte. Sie war älter geworden – viel älter als bisher.

Unvermittelt kam ihm ein Gedanke.

„Ist noch mehr geschehen – als das gestern abend, Mutter? Warum sitzt du hier bei mir?“

„War das nicht genug gestern abend? Da hast du mir meinen Glauben an dich genommen – und beinahe auch meinen Glauben an Gott. Warum ich hier sitze? Ja, ich wollte dir ein zitterndes Mutterherz zeigen. Und wenn du auf deinem sündhaften Wege bleibst, dann wirst du es zertreten.“

Jans weinte.

„Kannst du mir vergeben, Mutter?“

„Ja, Jans. Das kann ich. Eine Mutter kann alles.“

Oben knarrte die Treppe. Frau Lindemo erhob sich und ging in die Küche hinaus. Da begegnete sie ihren Töchtern, die gerade herabkamen. Ihre Augen waren vom Weinen und Wachen geschwollen.

„Was macht Jans, Mutter?“

Die Frage kam zögernd und schüchtern.

Sie bekamen keine Antwort, denn die Mutter hatte genug damit zu tun, das unerträgliche Weh, das sie erschütterte, zu meistern.

„Ich versuche, mich noch ein bißchen hinzulegen“, sagte sie nur. „Könnt ihr das Mittagessen besorgen? Aber seid recht leise.“

Hilde und Hardi fanden es begreiflich, daß Vater heute nicht in den Gottesdienst ging. Es mußte für ihn



peinlich sein, nachdem Jans gestern abend – na, eben voll gewesen war.

Dieser blieb bis spät in den Nachmittag hinein in seinem Zimmer. Ihm war noch schwer und schwindelig zumute. Außerdem schämte er sich. Aber je mehr der Rausch verflog, um so mehr verflüchtigte sich auch das Schamgefühl. Gegen Abend machte er sich fertig und ging.

Aber nach einer Stunde war er wieder da. Seine Wangen waren gerötet, und aus seinen Augen kam ein scheuer Blick. Er wagte nicht, länger draußen zu bleiben nachdem, was er von seinen Kameraden gehört hatte. Dabei schien es ihm beinahe noch schlimmer, daheim zu sein. Trotzdem kam er nach Hause, ging aber gleich wieder in sein Zimmer.

Scheußlich war das mit seinem Vater! Das war einfach nicht zu verstehen. Vater, der sonst niemals böse war!

Was mußte das für ein Bild gewesen sein, als dieser Hüne sich in aller Wildheit über das schwächliche Männchen hermachte!

In welche Not hatte er seinen Vater gebracht! Der Gedanke war ja gar nicht auszuhalten.

Aber nach und nach glitt seine Ansicht über die Sache in ein anderes Fahrwasser. Was war denn nun mit Vaters Christentum? Immer hatte er betont, daß es die Stärke des Menschen sei. Und dabei war er so schwach, daß er bei der ersten Veranlassung völlig aus der Rolle fiel.

Plötzlich erschrak er. Ausgerechnet er saß hier und warf einen Stein auf seinen Vater!

Nein, das wollte er nicht. Aber trotzdem: der Vater hätte sich beherrschen müssen. Es war doch wirklich nicht so schlimm, daß er, Jans, einmal voll gewesen war!

Im selben Maß, wie Jans seine eigene Sünde bei sich verkleinerte, vergrößerte sich für ihn die seines Vaters. Und im Grunde kam ein junger Pharisäer zum Abendessen, als man nach ihm rief.

Aber ihm wurde bange, als er seinen Vater zu Gesicht bekam – erstmals an diesem Tage. Er sah aus wie jemand, der nach einer langen Krankheit zum ersten Mal aufgestanden ist, kraftlos und schwach. Sie sahen sich nur einen Augenblick an. Dann vermieden sie jeden weiteren Blickwechsel. Sie sprachen auch kein Wort miteinander, während sie aßen. Es war, als habe sich eine Tür zwischen ihnen geschlossen – für immer geschlossen.

In Jans stieg der Trotz gegen den Vater hoch, der mit verschlossenem Gesicht dasaß und vor allen Dingen so niedergedrückt, als könnte ihn nichts wieder aufrichten. Und in Lindemo wuchs die Bitterkeit gegen den Sohn, der sich trotz des Unglücks, das er angerichtet hatte, ungebeugt und hart zeigte.

Frau Lindemos Augen gingen groß und ängstlich von dem einen zum anderen.

Hilde und Hardi beeilten sich, fertig zu werden.

Nein, heute war es wirklich recht unbehaglich zu Hause. Sie standen erleichtert auf.

„Kommt ihr nicht mit zur Versammlung, Vater und Mutter?“ fragten sie, als sie sich fertiggemacht hatten.

Frau Lindemo wagte nicht zu antworten. Sie dachte mit Grauen daran, wie die Töchter es aufnehmen würden, wenn sie erführen, was sich gestern abend abgespielt hatte.

Jans ging in sein Zimmer, ohne daß es zu einer Abrechnung mit seinem Vater gekommen war. Lindemo lehnte sich müde in den Stuhl zurück und schloß die Augen. So blieb er lange sitzen. Seine Frau trug die Sa-

chen hinaus und machte sich in der Küche zu schaffen. Dann kam sie wieder herein. Er hatte noch immer die Augen geschlossen; aber daß er nicht schlief, merkte sie an seinen bebenden Nasenflügeln und daran, daß die kräftige Brust wie ein Blasebalg immerzu auf und ab ging.

Sie ging zu ihm hin, stellte sich neben seinen Stuhl und nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände.

„Ist es so schlimm, Hermann?“ flüsterte sie.

Er öffnete auch jetzt die Augen nicht, aber sie konnte fühlen, wie sein Kopf zitterte.

„Ja, Margit“, sagte er. „Ich bin ein verlorener Mann. Ich bin in einen bodenlosen Abgrund gefallen.“

Sie versuchte nicht, seinen Fall zu verkleinern. Statt dessen warf sie ihm ein Rettungsseil in seinen Abgrund.

„Da unten sind ewige Arme!“

„Wo?“

„Unter dir – auch im Abgrund.“

Er sah zu ihr auf, wund und flehentlich.

„Ich sehe keine solchen Arme, Margit. Ich sehe nur ein paar drohende, geballte Fäuste.“

„Hermann, übergib dich diesen geballten Fäusten – und du wirst sehen, daß sie sich öffnen.“

Aber Lindemo war nicht empfänglich für Trost. Denn er stellte sich falsch und böse zu seiner Sünde. Die Tatsache, sich als ein unbeherrschter Mensch erwiesen zu haben, war für ihn schlimmer, als Gott Unehre gemacht zu haben. Er weinte mehr über seinen verlorenen Stolz als über seine Sünde, obwohl er wußte, daß es abscheulich war, was er getan hatte. Aber ihm war es wegen der Folgen so abscheulich. Denn Hei verdiente, was er bekommen hatte. Ach, er haßte Hei. Haßte ihn immer noch. Er hätte ihn noch einmal genau so zerschlagen können.

Hier war die Stelle, da es ihm an Erkenntnis mangelte. Er sah nicht klar, daß sein heimlicher Hochmut ihn in dieses Unglück gestürzt hatte. Nein, es war Hei gewesen!

Freilich, in der vergangenen Nacht hatte es anders bei ihm ausgesehen. Da war er willig geworden, auf sich zu nehmen, was kommen würde.

Aber jetzt – vielleicht weil er nun wußte, daß er Hei nicht totgeschlagen hatte – nein, jetzt war er nicht mehr so willig, längst nicht mehr. Weil die Folgen geringer waren, als er gedacht hatte, war auch seine Sünde kleiner.

Während er so dasaß und darüber nachdachte, kam ihm der fürchterliche Gedanke, daß er den Boden des Abgrunds vielleicht noch nicht erreicht hatte. Aber er war jedenfalls in voller Fahrt dahin. Ungewiß merkte er, wie er weiter stürzte ...

Er stöhnte, und seine Frau sah ihn wieder bekümmert an.

Sie wollte gerade etwas sagen, als sie Hilde und Hardi nahen hörte. Sie warf einen erstaunten Blick auf die Uhr. Wie zeitig sie kamen! Da mußte etwas geschehen sein. Sie konnte ihrem Mann ansehen, daß er den gleichen Gedanken hatte. Er saß aufrecht und gespannt da.

Die Mädchen kamen schweigend herein – wie in ein Sorgenhaus.

„Kommt ihr schon?“

„Ja, es war heute zeitig Schluß.“

„Warum habt ihr nicht hinterher noch einen kleinen Spaziergang gemacht?“

„Als wir heraustraten, kam niemand mit uns. Die Leute waren so merkwürdig heute abend.“

Mann und Frau wechselten einen Blick.

„So ginet ihr allein nach Hause?“

„Nein“, sagte Hardi schnell. „Jörgen kam mit.“ Sie

errötete und machte sich dann in der Küche zu schaffen. Ein Lächeln huschte über Frau Lindemos bleiches Gesicht.

„Waren viele Leute da?“ fragte Lindemo. In seiner Stimme schwang eine solche Angst mit, daß ihn Hilde verwundert ansah.

„Ja, die Kirche war ganz voll.“

Lindemo war erleichtert. Er hatte also wenigstens niemand verscheucht. Aber Hildes nächste Bemerkung jagte ihm wieder Angst ein.

„Ich habe die Leute noch nie so unruhig gesehen. Immer, wenn die Tür aufging, drehten sich schlagartig alle um.“

Lindemo hustete nur. Er wußte: sie warteten natürlich auf ihn.

„Ja, und als die Predigt vorbei war, strömten alle gleich zur Tür hin.“

„Und keine Versammlung hinterher?“

„Nein. Nichts davon.“

Lindemo starrte mit brennenden Augen auf seine Frau.

„Hörst du das, Mutter“, stöhnte er.

„Ja, Hermann.“

Hilde und Hardi standen da wie Fragezeichen. Sie begriffen nichts. Vielleicht brachten die Eltern Jans in Verbindung damit?

„Hat jemand etwas Besonderes gesagt, Hilde?“

„Nein – ja – laß mich mal überlegen. Aber das war reiner Unsinn.“

Lindemo starrte Hilde an, als hinge sein Leben von ihrer Antwort ab.

„Tja – was war das eigentlich? Da standen mehrere zusammen, und ein Mann sagte, als ich vorbeiging: ‚Ja, ja, die Erweckung ist nun auf alle Fälle zerschlagen.‘“

Lindemos Gesicht sah ganz verstört aus, und er warf sich plötzlich über den Tisch, während ein tiefes Schluchzen den starken Körper erschütterte.

\*

Kaum jemals waren die Leute so pünktlich in die Glashütte gekommen wie an diesem Montagmorgen. Sonst trafen sie – besonders montags – oft außer Atem ein, im letzten Augenblick, oder überhaupt zu spät. Aber heute waren alle pünktlich – außer Hei und Jans.

Der erste Gang führte auch heute die Arbeiter zum „Vanna“, dem Schmelzofen, wo sie sich den Rücken wärmten. Wenn es draußen kalt war, wurde der Tag stets mit dieser Rückenwärmung eingeleitet. Der Ofen und die Bläser mußten sich gleichsam erst beschnüffeln und ihre Freundschaft erneuern. Das war Tradition. Höchstens ein Erdbeben hätte sie daran hindern können.

Und wenn der Rücken sein Teil bekommen hatte, war auch der jüngst Gekommene schon mitten in der Unterhaltung.

„Guten Morgen, Albert. Na, du bekommst aber einen handfesten Schwiegervater.“

Alle lachten, und der junge Mann mit.

„Hoffentlich springt er mit dir nicht auch so um, wenn du erst sein Schwiegersohn bist.“

„Ach, das dauert noch seine Zeit. Mit beidem – mit dem Schwiegersohn und dem Umspringen.“

Er versuchte, eine mißmutige Miene herauszukehren, aber das gelang ihm nicht recht, denn in seinen Augen stand doch ein schalkhaftes Lachen.

„Für Hei war es auf alle Fälle gut“, sagte er.

„Daß er nicht kaputtgeschlagen wurde, meinst du?“

„Nein, bist du dumm! Daß er Keile kriegte, natürlich.“

Wieder lachten alle.

„Du bist doch schon sein Schwiegersohn, du!“

Nur ein paar Männer trafen Vorbereitungen, um mit der Arbeit zu beginnen. Einer von ihnen war Jonas. Es war ihm nicht gelungen, sich einer dieser Gruppen zuzugesellen, denn sobald er näherkam, brachen sie das Gespräch ab. Da machte er sich an seinem Werkzeug zu schaffen und bereitete das Brennen seiner Flaschenformen vor.

Als das Signal zur Arbeit ertönte, fuhren die Männer auseinander. Was, es war schon Zeit? Sie mußten doch unbedingt wissen, wie sich die Geschichte eigentlich abgespielt hatte. So wurde heimlich während der Arbeit erzählt, demonstriert und in der Zeichensprache klargemacht, wie Lindemo zugepackt, und gedrückt und geschüttelt hatte.

„Gerade so faßte er ihn im Nacken, verstehst du?“

„Wie sah er denn aus?“

„Wie der Teufel selber, Junge!“

Simon Trak durchlebte eine schlimme Morgenschicht. Es hagelte von Witzen und Fragen über den armen Mann hin.

„Ihr solltet im ‚Silo‘ einen Boxklub aufmachen, nachdem ihr doch einen so herrlichen Champion in eurer Mitte habt.“

„Ihr habt wohl als Neuestes herausgefunden, daß man Sünder auch in den Himmel hineinschlagen kann?“

Simon blieb schweigsam, war aber dem Weinen nah. Er pflegte sonst Spöttereien mit großer Ruhe hinzunehmen, aber heute schwitzte er dabei. Er wollte Lindemo so gern in Schutz nehmen, fand aber keine Worte. Die

Fäuste, die beinahe das Leben aus Hei herausgeprügelt hatten, hatten auch seinen Mund fest geschlossen.

Die Stimmung unter den Leuten war eigentlich merkwürdig. Natürlich war es ihnen ein Hauptvergnügen, die Christen ordentlich durchzuhecheln. Auf der anderen Seite – der krakeelsüchtige Brausekopf Hei konnte ganz gut einen solchen Tanz vertragen. Nein, für ihn hatte niemand Sympathie.

Aber um Lindemos Haupt gab es so eine Art Glorionschein. Die phantastische Geschichte von seiner unheimlichen Kraft imponierte ihnen allen. Und nun konnten sie ihn wohl auch als einen der Ihren ansehen. Er war ja abgefallen, dieser Lindemo, sozusagen ...

Eigentlich war alles vorbereitet, ihn nun in den weltlichen Kreis aufzunehmen. Vorher wollten sie nur ihr Vergnügen daran haben.

Nein, heute wurde nicht viel aus der Arbeit. Die Männer standen immer wieder beisammen, schwatzten und rannten von ihren Flaschen weg, fragten hin und her und erzählten ohne Unterlaß.

Der lange Even Reier hinkte. Er war heute ebenfalls Zielscheibe des Spotts. Sie fragten ihn, warum er nicht alle Glieder mitgebracht habe? Denn es sähe ja so aus, als fehlte an einem Bein ein Stückchen ...

Und was für ein Gemälde hatte er im Gesicht unter dem einen Auge, und was für ein Pflaster auf der Stirn – hatte er vielleicht Pusteln am Kopf bekommen?

Reier tat das Klügste, was er konnte – er tat so, als ginge ihn das alles nichts an.

In dem Sortierraum, der in einem Seitenflügel der Hütte lag, ertönte heute kein Gesang. Die Mädchen warfen verstohlene Blicke auf Lindemo, während sie die Flaschen hinsetzten oder wieder wegnahmen, die durch seine Hände gegangen waren. Er hatte einen Ausdruck,



den sie noch nie bei ihm gesehen hatten – trotzig und zu gleicher Zeit bekümmert. Ganz anders, als sie es bisher von ihm gewohnt waren. Hatte er nicht auch graue Strähnen in seinem dichten Haar?

Der alte Malm hatte ihn am Morgen sofort mit einem festen Händedruck begrüßt. Das war vorläufig genug zwischen ihnen. Aber auch er sah tief bekümmert aus.

Es klimperte und klirrte unaufhörlich von den Flaschen, die aufgenommen und hingelegt wurden, während die Sortierer die Stücke prüften, indem sie sie gegeneinanderschlugen. Ein Hals brach mit einem kleinen Knall entzwei. Ein zu dünner Umfang knackte, als er mit einer anderen Flasche angestoßen wurde. Die zerbrochenen Stücke wurden in den Abfallkasten geworfen.

Die Träger öffneten die breiten Türen und luden die Kästen auf Karren, die draußen im Gang auf Geleisen standen. Von da an ging es in eiliger Fahrt weiter ins Magazin.

Wenn im Sortierraum das Klirren einen Augenblick aufhörte, konnte man das Geräusch der Arbeit in der Hütte selbst hören. Dazwischen vernahm man hie und da Schreien und Gelächter oder eine laute Stimme, von deren Worten man das eine oder andere verstehen konnte.

Alle Flaschen, die sortiert wurden, hatten zuvor drei Tage gelagert. So lange brauchten sie, um abzukühlen, und so lange mußten also auch die Männer darauf warten, welche Ausbeute ihnen ein Tag Arbeit gebracht hatte.

An Lindemos Arbeitstisch trat eine Pause ein. Die Flaschen eines Bläasers waren sortiert. Ein Mädchen legte eben die letzte fort. Sie zählte, nahm Tafel und Griffel und reichte sie Lindemo. Sie nannte die Zahl, und Lindemo schrieb.

Inzwischen hatte das andere Mädchen einen Satz mit einer neuen Marke hingestellt. Jeder Bläser hatte ein bestimmtes Erkennungszeichen, einen Kreidekreis um den Hals oder den Umfang oder etwas Ähnliches.

Lindemo sah das Mädchen fragend an.

„Sind das nicht – Heis Flaschen?“

„Ja.“

„Tu sie wieder weg“, sagte er kurz.

Das Mädchen gehorchte erschrocken, während Lindemo aufstand und zu Malms Tisch herüberging. Alles Klirren und Klimpern war verstummt.

„Prüfe du doch nachher Heis Flaschen, Malm. Ich könnte sie leicht zu hart beurteilen.“

In Malms Augen stand ein sonderbares Glimmen, als er antwortete: „Ja. Du bist in letzter Zeit zweifellos ein bißchen zu stark gewesen.“

Es lag soviel Klugheit und eine so feine Spitze in den Worten, daß Lindemo stutzte. Aber seine Antwort war auch nicht ohne Weisheit.

„Wahrhaftig. Doch du kannst sicher sein, daß mir allmählich auch bange vor meiner eigenen Stärke ist.“

Er lächelte bitter und bat die Träger, Heis Kästen auf Malms Platz hinüberzusetzen.

Wenn diese kleine Begebenheit auch offenbarte, daß Lindemos Groll gegen Hei weiterbestand, so zeugte sie doch auch von einer gewissen Rechtschaffenheit.

In der Hütte ertönte das Signal zur Frühstückspause. Gleich danach ging die Tür, und Simon Trak kam mit seiner Kaffeekanne und seinem Frühstückspaket in der einen Hand und seiner kleinen Tochter an der anderen herein. Das erste, was er tat, war, daß er Lindemo die Hand hinstreckte, und er, der sonst zurückhaltend war, ließ sich von Simon leicht umarmen.

Die Tränen liefen an Simons runzeligen Backen her-

unter, und die Kleine sah verschüchtert zu ihrem Vater auf. Es war so schrecklich, ihn weinen zu sehen. Sie verzog das Gesicht, und schon liefen auch bei ihr die ersten Tränen.

Niemand außer Simon Trak kam in dieser Frühstückspause in den Sortierraum.

\*

Es war in der Abenddämmerung desselben Tages.

Die klare Luft war von einer Milde erfüllt, die der erste Vorbote des nahenden Sommers war.

Hilde Lindemo ging den Weg am Kiefernwäldchen entlang. Sie verstand sich selbst überhaupt nicht mehr. Gottes Gebot hatte sie sich gebeugt – aber nur einen schwachen Schimmer von Licht dafür gewonnen. Der Friede ließ schmerzlich auf sich warten, der Friede, der alle Vernunft übersteigt.

Sie hatte auf Großes verzichtet, schien ihr. Albert hatte sie verloren. Und was sie dafür gewonnen hatte, war kein Ersatz dafür. Ihre Beziehung zu Gott war ein Handel gewesen. Sie hatte Albert verkauft, war aber minimal dafür bezahlt worden. In der Frage der geistlichen Geburt war sie schlecht weggekommen: sie war Magd, ja Sklavin, geworden, aber nicht Kind.

„Dummes Zeug“, sagte sie halblaut.

Aber die Gedanken kamen immer wieder. Hatte sie sich nicht Gott hingegeben? Nun könnte er ihr doch Albert als Gegengabe schenken. Welch eine Aufgabe vermochte sie da zu erfüllen! Hier konnte sie doch etwas für Gott tun. Man denke nur – Albert für den Himmel gewinnen! Der Gedanke belebte sie eine Weile. Ihr Herz war wie schwelende Glut unter der Asche, die weder brennen, noch erlöschen wollte.

Sie war so vertieft in ihre trüben Gedanken, daß sie zusammenschreckte, als sie auf einmal Schritte hinter sich hörte.

Albert ging plötzlich an ihrer Seite.

„Ab und zu fällt ja auch ein Sonnenstrahl auf den Gottlosen“, lachte er. „Schön, dich zu sehen, Hilde.“

Sie erglühte. Böse und froh zugleich war sie und wagte nicht, ihm mehr als einen flüchtigen Blick zuzuwenden. Er hingegen verschlang sie mit den Augen und setzte seinen Weg an ihrer Seite fort.

„Darf ich fragen, wohin du gehst?“

„Ach – ich mache nur einen kleinen Gang.“

„Das trifft sich glücklich, das tue ich nämlich auch. Da haben wir ja das gleiche vor.“

Er lachte sie vergnügt und unbefangen an.

„Du erinnerst dich doch daran, was wir verabredet haben“, sagte Hilde.

Aber Albert fing einen flüchtigen, fast schelmischen Blick ihrer Augen auf. Ihm war so, als hätte sie ihm damit den kleinen Finger ihrer Hand gereicht.

„Wir treffen eine neue Verabredung, Hilde“, sagte er fröhlich.

Sie antwortete nicht, und ihm schien, als sei das noch ein Finger, den er ergreifen konnte.

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her. Dann sagte Albert: „Na, wie geht es bei euch seit Sonnabend?“

Sie sah ihn erschreckt an und wurde brennend rot. Er wußte es also!

„Meinst du die Geschichte mit Jans?“ flüsterte sie.

„A-ach – nein. Mit Jans, das war ja nichts – das andere meine ich.“

„Das andere –?“

Er stand erschrocken still und merkte, daß er sich ver-

plappert hatte. Aber wußte sie denn nichts?

Er versuchte, dieses „andere“ in einem Wortschwall zu ertränken, in einem Wortschwall über Jans. Das sei doch nun wirklich nicht so schlimm. Alle erwachsenen Jungen würden hin und wieder Bier trinken und – und –“

Sie hörte ihm mit großen Augen zu.

„Das andere ist es, was ich wissen möchte“, sagte sie.

„Nein, hör doch, Hilde, das war ja nur Quatsch von mir.“

Aber jetzt wurde Hilde böse.

„Na, leb wohl. Danke für die Begleitung.“

Sie ging schnell weiter.

„Hilde!“

Sie antwortete nicht und blieb auch nicht stehen. Aber kurz darauf hatte sie Albert schon wieder an ihrer Seite.

„Verstehe doch, daß es nicht gerade schön für mich ist, dir das zu erzählen. Ich konnte doch nicht annehmen, daß du es noch nicht weißt. Überall spricht man davon.“

Hilde ging weiter, aber an seiner Seite. Und während die Dunkelheit über die Stadt sank und die Lichter anfangen zu blinken, hörte sie die traurige Geschichte von dem tiefen Fall ihres Vaters.

Beschämt und böse kam Hilde nach Hause.

Ach, wie hatte Vater so etwas anrichten können! Sie konnte sich nicht mehr vor den Leuten zeigen. Daß ein alter Christ sich nicht besser im Zaum halten konnte!

Sie schlich ungesehen in ihr Zimmer. Dort saß Hardi und hatte die Bibel vor sich. Hilde wollte wieder aus der Tür heraus, aber dazu war es zu spät. Hardi stand schnell auf.

„Was ist denn, Hilde? Hast du Gespenster gesehen so früh am Abend?“ versuchte sie zu scherzen.

Aber Hilde scherzte nicht zurück. Sie warf sich, ohne

ein Wort zu sagen, auf ihr Bett und schluchzte unbeherrscht.

Als sie ruhiger geworden war, erzählte sie die Geschichte. Hardi lauschte mit offenem Mund. Einmal flüsterte sie: „Armer Vater!“

„Armer Vater!“ äffte Hilde sie nach. „Ist das alles, was du dazu zu sagen hast?“

Hardi antwortete nicht. Aber als Hilde mit ihrer Erzählung vollends zu Ende war, stand sie auf und ging zur Tür.

„Wohin gehst du, Hardi?“

„Ich gehe hinunter zu Papa und setze mich eine Weile zu ihm.“

„Findest du denn, daß er das verdient hat?“ fragte Hilde.

„Nein“, antwortete Hardi, „verdient hat er es nicht. Aber er hat es bestimmt nötig.“

Die Tür schloß sich hinter ihr.

Unten im Zimmer saß Lindemo traurig und untätig, als Hardi leise hereinkam. Er sah ihr sofort an, daß etwas geschehen war. Was das war, konnte er leicht erraten. Ein Zug unsäglichen Schmerzes ging über sein stark gealtertes Gesicht.

„Was ist denn, Hardi?“ fragte er sanft, „willst du etwas von mir?“

„Nein,“ sagte sie schüchtern, „ich will nur bei dir sein.“

Sie schlich sich zu ihm hin und schmiegte sich schweigend an ihn.

\*

Die Stadt hatte aufgehört zu schwatzen. Selbst ein so ergiebiges Gebiet wie Lindemos Fall war einmal zu Ende besprochen. Außerdem war nun der Sommer da, und da gab es allerhand anderes, was die Aufmerksamkeit in Beschlag nahm.

Ja, der Sommer war gekommen! Das Grün erwachte freudig und stark. Alle Geschöpfe sprühten von Leben. Die Sonne nahm sich nicht Zeit, länger als drei Stunden nachts auszuruhen. Sie hatte aber auch außerordentlich viel zu tun. Sie mußte jeden Grashalm abtauen und wärmen und Farben in die Blumen hineinglühen. Die Insekten mußten lebendig gehalten werden, damit sie Bäume, Büsche und Blumen befruchten konnten. Und die sollten nachher Äpfel und Beeren und Früchte bringen und Saft und Geschmack haben. Die Sonne wollte auch Farbe und Bräune auf die winterbleichen Menschengesichter bringen und das ganze graue Alltagsleben etwas vergolden. Die Nordländer brauchen ja eine außerordentliche Menge Sonne in ihrem kurzen Sommer, wenn sie nicht nachher vor Schwermut und Schnee und Eis vergehen wollen. Der lange Winterschlaf war beinahe wie der Tod selber. Die weiße Bettdecke machte sich so schrecklich breit und nahm geradezu allem, was da lebte, die Luft weg. Lange genug hatte sie über dem Land gelegen. Nun hatte die Sonne mit ihren Strahlen alles wieder zum Leben erweckt. Fliegen und Wespen summten, Hummeln brummten, und die Sperlinge bauten neue Nester. Zuerst mußten die Jungen ausgebrütet werden, diese niedlichen kleinen Jungen, die zunächst nur aus Schnäbeln bestanden. Das ganze Nest war voller Schnäbel, aufgesperrter, piepsender, hungriger Schnäbel. Man konnte sich gar nicht satt daran sehen.

Und dann fing es überall an zu grünen und zu blühen, Korn, Gras, Pflanzen, Blumen und die kleinen Tierchen

kamen aus der Erde heraus. Ach, alles hatte ja nur diesen kurzen Sommer, und es galt zu leben – zu leben – zu leben.

Die Sonne lachte breit und innig auf alles herab – lachte sie nicht gelegentlich auch etwas ironisch? Wonach waren denn diese Geschöpfe alle so wild? Lebten sie nicht nur, um zu sterben?

Ab und zu machte sich eine naseweise Wolkenbank wichtig und schob sich vor die Sonne. Dann gab es Gewitter mit Blitz und Donner – aber die Wolkenbank weinte sich aus, und die Sonne triumphierte gleich wieder.

Sonderbar gebärdeten sich die Menschen – und am sonderbarsten die Stadtmenschen. Empfindsame Leute, die zu Hause beinahe umkamen, wenn sie ein Tierchen an der Wand sahen, mieteten sich Zimmer auf dem Lande, dicht an der Dunggrube, und lebten sechs Wochen ständig im Kampf gegen Fliegen, Mücken und kleines Getier.

Und andere, die sonst nicht ohne Bedienung, Aufwartung und gut zubereitetes Essen leben konnten, fischten den ganzen Sommer hindurch das Essen mit den Fingern aus Konservenbüchsen. Leute, die nicht ohne Diwane und Sprungfedermatratzen sein konnten, quälten sich auf harten Hüttenbetten und Bänken durch den Sommer. Dann reisten sie zurück und ruhten sich im Herbst vom Urlaub aus.

Die Jugend sonnte sich und ließ sich verbrennen – sonnte Körper und Seele. Auf dem Körper bildeten sich Brandblasen. Aber auch in mancher Seele schwelte irgendeine Glut. Um die Brandblasen bemühte sich der Arzt – aber an die inneren Brandwunden rührte keine ärztliche Hand.

Ferien! Ferien! Nur noch Gespräche über die herrlichen Ferien!



Es war dieses Jahr überaus trocken. Die Bauern jammerten, wenn es nicht bald Regen gäbe, sähe es schlecht mit der Ernte aus. Es schien ihnen nicht besonders rücksichtsvoll, daß der Regen ausblieb. Die Adresse, an die der Vorwurf ging, war nur allzu deutlich geschrieben.

Aber für die Stadtleute und ihre Ferien war es herrlich. Und die noch keine Ferien hatten, wünschten nichts sehnlicher, als daß das Wetter halten möge, bis auch sie Ferien hätten. Nein, es war wirklich schwierig, Gott zu sein, wenn man beide zufriedenstellen sollte, Bauern und Stadtmenschen.

Das Wasser sank und sank in den Flüssen und Brunnen. Es war auch kein Schnee mehr da, der hätte schmelzen können.

Ähnlich sah es mit dem Strom aus, der den ganzen Winter durch die Tür des „Silo“ geflossen war. Auch hier plätscherte nur noch ein kleines Bächlein dahin. Der Pastor hatte Ferien; während dieser Zeit predigten die „Brüder“, und der Besuch war nicht groß. Musik gab es auch keine, denn selbst der Chor hatte Ferien. Der Organist kam nur, wenn er nicht gerade etwas anderes vorhatte.

Holmvik fing wieder an zu brummen.

„Man kann ja nicht erwarten, daß die Leute kommen, wenn nichts geschieht.“

Simon Trak, der gerade hinzukam, fragte, was er damit meinte.

„Wenn einer mit geballter Faust dahinterstünde – dann könnte man erwarten –“

„Lindemo, der arme Kerl“, sagte Simon, „hat sich selbst mit seiner geballten Faust am meisten geschlagen.“

„Ja, und die Gemeinde auch. Du siehst ja, wie das jetzt bei uns ist.“

„Du mußt bedenken, daß wir mitten in den Ferien stecken.“

„Pah! Ferien! Das sieht beinahe aus, als ob Gott auch Ferien mache.“

Simon sah tiefsinnig aus.

„Dazu ist er ja fast gezwungen“, sagte er.

„Gezwungen dazu? Sich Ferien zu nehmen?“

„Ja, hast du je gehört, daß im Sommer irgendwo bei uns Erweckungszeit gewesen wäre?“

Simon legte den Kopf auf die Seite und sah Holmvik ins Gesicht.

„Nein“, sagte Holmvik, „das habe ich nie gehört. Aber kümmert sich denn Gott im Sommer nicht um Erweckungen?“

„Doch, siehst du. Gott kommt auch im Sommer zu Besuch, aber er findet niemand zu Hause, und darum—“

„Darum kommt er im Herbst wieder?“

Holmviks Frage war etwas spöttisch, aber Simon merkte das nicht.

„Wo sind sie wohl alle, die im Winter bei uns bekehrt wurden?“

„Die haben vielleicht Ferien?“ sagte Holmvik. „Ferien von Gott?“

„Ja, manche sicher. Solche, die nicht zum rechten Leben kamen. Die gingen zurück in die Welt. Manche gehören natürlich auch zu anderen Gemeinden. Und dann gibt es noch solche, die – die –“

„Die?“

„Um die du und ich – um die wir uns nicht genug gekümmert haben.“

„Hm“, sagte Holmvik und kratzte sich hinterm Ohr.

„Ja, und dann die – die –“

„Die?“

„Ja, es ist nicht so leicht, weißt du, das hier zu sagen.“

Ich meine die, die an Lindemos Fall Ärgernis nahmen – ja, die sind auch gefallen.“

Die beiden Männer wurden sehr ernst.

„Glaubst du wirklich, daß Menschen ihren Glauben aus diesem Grunde verloren haben, Simon?“

Trak zögerte eine Weile mit der Antwort, weil er erst nachdenken wollte, ob er nicht zu starke Worte gebrauchte. Dann sagte er ebenso einfältig wie tiefsinnig: „Es ist nicht leicht für einen, den Glauben an Gott zu behalten, wenn er den Glauben an Gottes Leute verliert.“

\*

Der Besuch im „Silo“ ebte mehr und mehr ab. Das nervöse Fräulein Bang hatte aufgehört hinzugehen. Ihre Nerven ertrugen es nicht, an einem Ort zu weilen, wo Menschen mit so viel Körperkraft verkehrten. Sie suchte sich eine andere Gemeinde, wo bessere Christen waren.

Der musikalische Thor Helle fühlte sich da am wohlsten, wo Fräulein Bang war. Geistig waren beide schon längst verlobt, nun verlobten sie sich auch richtig.

Aber der Schneider Halmes „strömte“ weiter in die Kapelle, nur ebenso arm und unerlöst wie zuvor. Die Erweckung war an ihm vorübergegangen, aber Halmes wartete darauf, daß der Bethesda-Teich sich erneut bewege. So blieb er im Bogengang krank und elend liegen bis zum nächsten Mal – und dann wieder bis zum nächsten Mal. Ach, es war nicht so einfach, wenn einer bekennen sollte und doch nicht konnte. Es kam bestimmt noch dahin, daß er „es“ mit ins Grab nehmen mußte.

Nein, er hielt sich zum „Silo“. Vielleicht würde sich das nächste Mal doch Rat finden, wenn wieder Erwe-

ckung war. Man brauchte ja nur seine Sünden vor Gott zu bekennen, so würde man Vergebung finden. Aber das galt sicher nur für solche Sünden, wie andere sie getan hatten, die geflucht oder ein paar Mark gestohlen hatten oder Ähnliches. Aber was er zu bekennen hatte – nein, die anderen wußten gar nicht, was Sünde überhaupt war.

Aber warum saß er dann hier und worauf wartete er eigentlich? Er ließ ja eine Erweckung nach der anderen an sich vorbeigehen!

Ja, es konnte doch einmal etwas ganz Besonderes geschehen – etwas, was ihm Mut machte, zu bekennen. Vielleicht platzte er auch einmal damit heraus, wenn die Not gar zu groß wurde. Aber im tiefsten Herzen wußte er es genau: Nein, er würde niemals imstande sein, es herzugeben, weder aus freien Stücken noch in der schlimmsten Not...

Die Leute waren zu Halnes gekommen und hatten ihm die Geschichte mit Lindemo erzählt.

„So, so“, sagte Halnes.

Seine Kunden verbreiteten sich über die Christen im Allgemeinen und über Lindemo in Sonderheit.

„So, so“, sagte der Schneider.

Wenn sie es darauf anlegten, mit ihm über den Fall zu sprechen, legte er seinen ganzen Eifer in die Anprobe und sagte: „Ja, ja. Ich glaube, die Jacke ist lang genug. Und schönes Wetter ist heute, nicht?“

Aber wenn der Schneider allein war, dachte er, daß er vor Freude kopfstehen würde, wenn er nichts Schlimmeres getan hätte als Lindemo.

Und Halnes ging weiter in die Versammlungen – ob Ferien waren oder nicht, ob der Organist in der Kirche war oder auf einem Ausflug, ob dürre Zeit war oder Springflut. Immer lebte er in der Hoffnung, daß das Unmögliche doch noch geschehen würde.

Für Hilde blieb Gottes Wille ein Problem. Das Problem bestand darin, ihren eigenen Willen zu bekommen und ihn für den Gottes zu halten. Sie fand, Gott müßte ihr doch ihren Albert gönnen. Wenn sie ihn nur bekäme, wie wollte sie dann gut sein! Und was für eine Aufgabe, ihn für Gott zu gewinnen! Dagegen könnte Gott doch wirklich nichts haben. Wenn er aber doch etwas dagegen hatte, ja dann ...

Ja, was denn dann?

Wenn Hilde in ihren Betrachtungen an diesem Punkt angelangt war, bekam sie stets einen harten Zug um ihren hübschen Mund. – Ja, was dann, Hilde?

Doch! Sie wollte Albert Engsjö haben.

Ihren Glauben mußte er natürlich von vornherein respektieren. Er mußte sich darein finden, daß sie zu den Versammlungen ging und sich an Gott hielt. Aber da war keine Schwierigkeit zu befürchten, freundlich, wie Albert war.

„Du solltest aufhören, mit Albert zu gehen, Hilde“, sagte die Mutter eines Tages, als sie in der Küche standen, „es ruht kein Segen darauf.“

Hilde fuhr hoch.

„Immer hast du etwas an ihm auszusetzen.“

„Er ist unbekehrt. Du kommst unter ein fremdes Joch mit einem Ungläubigen.“

„Ach, so gut wie andere ist er auch.“ Hilde betonte besonders „andere“.

Frau Lindemo wandte ihr ein betrübtes Gesicht zu.

„Meinst du deinen Vater, Hilde? Kennst du immer noch keine Barmherzigkeit ihm gegenüber?“

Hilde fing an zu weinen.

„Es ist schrecklich, daß er sich so aufführte“, schluchzte sie. „Seitdem ist es zu Hause so entsetzlich traurig geworden.“

„Tust du denn etwas dazu, daß es besser wird, Hilde? Du bist nicht freundlich zu Vater. Du verurteilst ihn nur. Ich glaubte, du hättest gelernt, daß man vergeben soll.“

Hier war Hildes schwacher Punkt. Aus ihrem Christenleben konnte man die charakteristischen Züge eines Pharisäers ablesen. Sie sah bei dem Fall ihres Vaters vor allen Dingen die Schande, nicht aber das Unglück. Als alter Christ hätte er besser aufpassen müssen. Zwischen die Leute zu rasen wie ein Kampfhahn – und dann so, daß es so viele aus der Glashütte sehen und weiter erzählen konnten. Nein, das war doch wirklich unerhört!

Sie konnte Hardi einfach nicht verstehen. Die war beständig um den Vater, als ob alles beim alten sei, und schien sich mit ihm so gut zu verstehen wie nie zuvor. Aber dafür war Hardi ja auch jünger und kindlicher. Sie erfaßte die Sache wohl noch nicht richtig, die Arme!

Hilde hatte das Geheimnis der Vergebung nicht begriffen – auch nicht für sich selbst. Sie hatte die Gnade einen Augenblick geschmeckt, aber dann hatte sie begonnen, mit Gott zu handeln, zu feilschen. Sie wollte sich an ihn halten – aber er mußte so freundlich sein und ihr Albert lassen.

Und weil sie Gottes Vergebung nicht kannte, der alles aus Gnade vergibt – darum war sie selbst so wenig gnädig.

Darum starrte sie auf die Sünde ihres Vaters, während sie selbst blind für ihren eigenen Zustand der Gottferne blieb.

\*

Es war an einem Abend im August. Warme, linde Lüfte stiegen von Wald und Feld auf. Die Vögel sangen ihren letzten Lobgesang, ehe sie ihre Köpfe unter die Flügel steckten. Sie sangen ihrem Schöpfer zu und allem, was er so wunderbar geschaffen hatte. Die Sonne stand tief im Westen.

Den Weg am Wald entlang gingen Hilde und Albert. Es war das erste Mal seit langer Zeit.

Zu Anfang sprachen sie nicht viel miteinander. Hilde haderte mit sich. Sie war froh und bange zugleich – aber sie wollte nur froh sein. Dieses unbehagliche Gefühl, die Angst des Gewissens wollte sie los werden. Das konnte nur geschehen, wenn zwischen ihr und Albert endlich Klarheit über die entscheidenden Fragen herrschte.

„Du, Albert!“

„Ja, Hilde!“

Sie nannten sich gegenseitig beim Namen, und eine wunderbare Freude erfüllte sie dabei. Aber Hilde wagte nicht, ihn anzusehen. Sie schaute geradeaus, während eine gelinde Röte ihr hübsches Gesicht überzog. Albert betrachtete sie verstohlen von der Seite.

Es sah lange so aus, als genügte es, daß sie sich gegenseitig mit Namen nannten, aber dann fragte er doch: „Wolltest du etwas, Hilde?“

„Ich möchte gern vernünftig mit dir reden.“

Er lachte.

„Wir reden doch immer ‚vernünftig‘, soviel ich weiß.“

„Nein, nun mußst du ernst sein.“

„Bist du denn ernst?“

„Ja.“

Sie widersprach sich selbst, indem ein kleines, nervöses Lachen aus ihrem Mund kam.

„Laß mal hören“, sagte er.

„Wir können einfach nicht mehr miteinander gehen.“

Sie sagte, was sie gar nicht wollte. Aber ohne sich dessen bewußt zu sein, war das Gewissen durch ihren Mund zur Sprache gekommen.

Albert merkte sofort den unechten Ton in ihren Worten.

„Ich glaubte gerade, wir sollten weiter miteinander gehen.“

„Ich fürchte, nein. Wir sind zu verschieden.“

„Meinst du, Hilde? – Aber wollen wir uns nicht hier etwas setzen?“

Sie waren an einen breiten Waldweg gekommen, der an einem niedrigen Felsen vorbeiführte. Sie setzten sich auf den Stein, der noch von der Sonne beschienen war. Hildes Gesicht war der Sonne zugekehrt, und ein goldener Schein lag über ihr. Albert sah sie unentwegt an.

„Du bist nicht bekehrt“, sagte sie.

Er lächelte sie an, denn er sah, daß sie nicht viel Mut hatte.

„Nein, das bin ich nicht“, sagte er dann ehrlich. „Aber ich kann nicht verstehen, warum das etwas bedeuten soll im Verhältnis zwischen uns beiden. Ich lebe doch einigermaßen anständig, Hilde? Oder meinst du nicht?“

„Doch. Natürlich, ja. Es wäre gar nicht daran zu denken, daß ich mich mit dir einließe, wenn du etwa trinken würdest. Aber trotzdem – wir müssen in Zukunft jedes seinen Weg gehen. Du interessierst dich überhaupt nicht für die Versammlungen oder für Ähnliches.“

„Ich würde trotzdem gern mit dir hingehen, das weißt du doch.“

„Ja, um mir einen Gefallen zu tun – manchmal. Aber das würde dir bald langweilig werden.“

„Na ja. Lust dazu habe ich tatsächlich überhaupt kei-



ne. – Aber du könntest mir doch dabei helfen, Hilde?“

„Ein echter Christ zu werden?“ fragte sie verwundert und erleichtert.

„Na ja. So weit habe ich nun gerade nicht gedacht.“

Hilde sah bekümmert aus.

„Ich glaube nicht, daß es geht“, sagte sie traurig.

„Nein“, sagte er und setzte eine gleichgültige Miene auf, „ich zwinge dich ja auch nicht.“

„Bist du mir böse, Albert?“

„Ich? Nein. Aber es ist nicht gerade behaglich für mich, ständig zu merken, daß du irgendwie Angst vor mir hast.“

„Angst nicht, Albert“, sagte sie voll Eifer, „ich möchte nur, daß wir endlich miteinander ins reine kommen.“

„Das sind wir ja“, sagte er etwas weicher. „Du gehst zur Versammlung, soviel du willst, und ich bin ein artiger Junge und gehe mit – manchmal – ab und zu, meine ich. Aber dann mußt du auch so nett sein und mit mir gehen, wohin ich will, wenigstens manchmal.“

„Wohin denn?“ fragte sie.

Albert lachte über ihr erschrockenes Gesicht.

„Du siehst aus, als hätte ich dir den Besuch eines Trinkgelages vorgeschlagen. Ich meine ja nur, daß du nicht immer und ewig an den Versammlungen hängen sollst. Ein kleiner Ausflug mit mir hin und wieder – damit könntest du dich doch abfinden.“

„Ach ja!“ sagte sie verschämt und dachte, es könne gar nicht so schwierig sein, sich mit so etwas „abzufinden“.

Sie saßen lange still und sahen in die roten Flammen im Westen. Der goldene Abendschimmer lag über seinem vollen, aschblonden Haar und über ihrem dunkelbraunen.

Er rückte näher zu ihr hin.

Ist es nun fest ausgemacht zwischen uns, Hilde?“ Sie seufzte tief, und in ihren Augen saß noch immer Angst, als sie die seinen suchten. „Ja“, sagte sie zögernd. Da zog er sie behutsam an sich. Die Sonne war eben untergegangen.

\*

„Tja. Ich will zusehen, daß ich wieder ‘rauskomme, Mutter“, sagte Jörgen beim Mittagessen.

Frau Holmviik fiel die Kelle aus der Hand, daß die Suppe spritzte.

„Zur See, meinst du?“

„Ja, natürlich.“

Jörgen versuchte ernst zu bleiben, bekam es aber nicht richtig zustande.

„Ach“, sagte die Mutter, „du schreckst mich nur. Aber so etwas solltest du gar nicht sagen, Jörgen. Mir wird ja richtig bange.“

Jörgen lachte und löffelte weiter seine Suppe in sich hinein.

„Die Suppe hier ist gar nicht übel, Mutter. Aber sie ist noch gar nichts gegen Erbsensuppe auf See. Ich glaube doch, ich fahre wieder zur See.“

„Nimm es mit Ruhe, Mutter“, sagte Holmviik, „so leicht geht der Leim nicht ab.“

Holmviik gebrauchte gern Ausdrücke aus seinem Fach, wenn er irgend etwas Geheimnisvolles andeuten wollte.

„Leim?“ sagte Frau Holmviik verwundert. Sie konnte nicht so schnell schalten, denn sie dachte mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf.

Jörgen wurde etwas rot.

„Hardi“, sagte er, „Vater versucht, mich mit Hardi zu necken, Mutter, verstehst du.“

Ja, nun begriff Frau Holmviik, denn das vermochte sie mit dem Herzen aufzunehmen.

„Gott segne Hardi“, sagte sie. „Könnte sie dich doch zu Hause halten!“

„Ich bin noch nicht sicher, ob der Leim auch hält“, scherzte Jörgen.

Es sah aber doch so aus, als würde der Leim halten. Sommersonne und Wärme beweisen eine sonderbare Kraft, diese Art Leim fest zu machen. Hardi und Jörgen waren viel zusammen. Sie glühten und blühten um die Wette in der Sommerglut der ersten Liebe. Ach, was war es schön zu leben! Jung sein und leben!

Es hatte sich ganz natürlich zwischen den beiden entwickelt. Sie kannten sich ja von klein auf. Jetzt, nachdem Jörgen wiedergekommen war, gingen sie wie selbstverständlich miteinander, und bei keinem von beiden hatte das innere Kämpfe zur Folge. Sie waren sich beide der beglückenden Tatsache bewußt, daß Gott sie zusammenführte, ganz natürlich und einfach, wie er es mit dem ersten Menschenpaar getan hatte. Erst als die Menschen anfangen, sich selbst den Partner zu suchen – da begannen stets auch die verkehrten Wege.

Hilde und Hardi träumten rosenrote Träume, wenn es ihnen gelang, ihre Gedanken den häuslichen Verwicklungen zu entziehen.

Hildes Gedanken nahmen schon festere Formen an. Sie malte sich die beiden Zimmer und die kleine Küche aus, die sie einmal haben würde. Die Sonne sollte morgens in ihr Schlafzimmer hineinfluten, ihr Licht auf die hübschen Möbel werfen und zwei glückliche Menschen wecken. Und nachmittags sollte sie weitergehen und in die Küche mit den orangefarbenen Gardinen scheinen.

Ja, die Gardinen mußten einen goldenen Schein haben, genau wie das Leben. Über dem Herd sollten hübsche Topflappen hängen. Der Herd selbst mußte eine schöne Eisenplatte haben, auf der der Kaffeekeessel und der Wasserkessel stehen konnten. Alles sollte schön sauber sein und nichts herumstehen, was nicht gebraucht wurde.

Und dann wollte sie auch bunte Teller für den täglichen Gebrauch haben, die im Holzrahmen an der Wand aufbewahrt wurden. Das sah immer so gemütlich aus. Sicherlich würden sie dann einstauben – aber sie konnte sie täglich abwischen, das würde ihr nur Freude machen. Ja, sie wußte genau, wo alles stehen sollte.

An Werktagen würden sie in der Küche essen. Denn Albert war ja ziemlich schmutzig, wenn er mittags heimkam. Eine weiße Decke konnte sie ja trotzdem auflegen. Sie würde es ihm richtig gemütlich machen, damit er sich recht behaglich fühlte.

Und das gute Zimmer? Es sollte schlicht, aber doch schön eingerichtet werden. Der Läufer, den sie selbst gearbeitet und bereits fertig hatte, würde sich recht gut ausnehmen. Der Diwan sollte an der fensterlosen Wand stehen, mit einer Leselampe am Kopfende.

Albert sollte sich ausstrecken können nach der anstrengenden Arbeit in der Hütte, und sie würde mit irgendeiner Arbeit bei ihm sitzen.

Der meiste Sonnenglanz aber sollte über dem Schlafzimmer liegen. Wie ein Heiligtum mußte es werden, weiß und rein. Sie erschauerte vor Freude bei dem Gedanken, daß sie einmal über die Schwelle dieses Heiligtums schreiten würde...

Vater und Mutter müßten sie besuchen kommen, so oft sie wollten. Aber manchmal würde sie die Eltern richtig einladen zu Kaffee und Kuchen, den sie selbst

gebacken hatte. Dann würde Vater mit seiner warmen fröhlichen Stimme sagen:

„Was für ein guter Kuchen, Hildchen!“

Und ihre Mutter sollte sich jedesmal um und um alles besehen und mit ihrem reizenden Lächeln sagen:

„Wie freue ich mich, daß du es so gut hast, Hilde!“

Und nach einem Jahr oder zweien –

Nein, das war zu schön, um daran zu denken.

So träumte Hilde.

Aber hinter den freundlichen Träumen von der strahlenden Zukunft schwelte doch der Zweifel weiter. Sie merkte es nur an einer Empfindlichkeit, der sie keinen Namen gab. Es war wie eine ungeheilte Wunde, die nicht schmerzte, solange keiner daran rührte – sie nicht und die anderen nicht.

Wollte doch Gott seine segnenden Händen über ihrem Leben halten und ihren Traum Wirklichkeit werden lassen! Ach, es würde ihr schwerfallen, ohne Gottes Segen leben zu müssen.

Wie ängstlich konnte ihre Mutter sie machen; früher wenigstens. Jetzt fand sie sich wohl mit dem ab, was sich nicht aufhalten ließ. Ihr Vater hatte nie viel gesagt, aber sie wußte nur zu gut, daß er mit der Mutter immer einig war.

Sie brachte jetzt Albert mit nach Hause, und die Eltern waren freundlich zu ihm. Na, das fehlte auch noch – ihre eigenen Eltern!

In Hardis Jungmädchenträumen hatte nur etwas feste Umrisse. Das war Jörgen. Er selbst genügte ihr vorläufig. Sie dachte nicht viel weiter, als daß sie sich auf den kleinen Spaziergang mit ihm freute, den sie regelmäßig nach Feierabend machten. Oder daß sie ihm noch einmal die Hand drücken und gute Nacht sagen konnte, wenn sie in der Versammlung gewesen waren. Einzel-

heiten der Zukunft standen noch nicht vor ihr auf – all ihr Denken konzentrierte sich auf Jörgen selbst, auf ihn ganz allein.

Die Schwestern neckten sich gegenseitig, und wenn das Scherzen erst einmal in Gang gekommen war, ging es lange hin und her.

„Puh, deinen Albert möchte ich nicht haben“, lachte Hardi, „für dich mag er ja gut genug sein. Aber ich –“

„Du! Du hast es ja bloß bis zu einem Tischlergesellen gebracht.“ Sie wirbelten umeinander und balgten sich vor Vergnügen. Immer war es Hardi, die gewann, denn sie war die Stärkere.

Bei Holmviks herrschte eitel Sonnenschein, wenn Hardi zu Besuch kam. Im Ganzen war eigentlich dort immer Sonnenschein. Nicht, weil Holmviks es mehr verdient hätten als andere. Aber Gott sah vielleicht, daß sie nicht so viel verkraften konnten – er mutet ja seinen Kindern nicht mehr Schweres zu, als sie ertragen können.

Holmviks Geschäft ging recht gut. In Geldschwierigkeiten kam er eigentlich nie. Und daß er oft brummte, geschah nur aus Gewohnheit. Im übrigen kam das aus seinem Hals, nicht aus seinem Herzen.

An einem Abend im Herbst saßen Holmviks beim Abendessen, und Hardi war bei ihnen. Jörgen nickte und lächelte ihr immer wieder zu. Er schien Geheimnisvolles vorzuhaben.

„Die haben herrliche Erbsen auf See, Mutter“, bemerkte er.

Die Mutter fuhr erschreckt hoch. Das tat sie immer, wenn von der See die Rede war.

Aber dann lächelte sie, als wollte sie sagen: „Du Bursche, diesmal sollst du mich nicht narren!“

Eine Weile äußerte Jörgen nichts mehr darüber. Er

sprach mit Hardi und benahm sich wie ein Kavalier – auf Seemannsweise – mit kleinen Entgleisungen dazwischen.

Hardi war hier ganz zu Hause und Gegenstand mütterlicher Fürsorge von Frau Holmvik, die sie immer wieder zum Essen nötigte.

„Ich habe mich nun fest entschlossen, Mutter“, sagte Jörgen ernsthaft, „zu –“

„Ja, wirklich – hast du –?“ unterbrach ihn seine Mutter.

Jörgen ließ sich willig unterbrechen. Es eilte ihm ja nicht. Er fing an, mit seinem Vater umständlich von der Arbeit in der Werkstatt zu sprechen.

„Er will mich nur erschrecken“, flüsterte Frau Holmvik Hardi zu. „Er kann sich jetzt sicher nicht entschließen, fortzugehen.“

Hardi nickte: „Nein, das kann er wohl nicht.“ Und sie errötete so hübsch, daß es eine Freude war, sie anzusehen.

Jörgen hatte mit seinem Vater alles besprochen, was zu besprechen war, und sagte nun wieder: „So gute Erbsen, wie man auf See erhält, bekommt man sonst nirgends. Ich glaube, ich entschieße mich dazu –“

„Kannst du nicht damit aufhören?“ fragte seine Mutter.

Jörgen sah sie unbefangen an.

„Ich habe mich also entschlossen –“

Frau Holmvik ging hinaus, um mehr Brot zu holen.

Sie waren sich drinnen nicht klar darüber, ob sie draußen lachte oder weinte.

„Sag’s nicht mehr, Jörgen“, bat Vater Holmvik, während sie draußen war.

Aber Jörgen war unverbesserlich. Er sprach getrost weiter, als die Mutter wiederkam.

„Die haben gute Erbsen auf See, Mutter. Aber ich habe mich entschlossen – zu Hause zu bleiben.“

Frau Holmvik setzte das Tablett mit dem Brot hart auf den Tisch. Sie blieb stehen und sah von einem zum anderen.

„Ja, Mutter. Der Leim ist nämlich zu kräftig – den kriege ich nicht mehr ab.“

Hardi errötete wieder, und nachdem die beiden also fürs Leben zusammengeleimt waren, errötete auch der große Jörgen bis über die Ohren.

Frau Holmvik war die erfreuliche Tatsache endlich aufgegangen.

„Ach – Lob und Dank“, sagte sie.

Sie ging um den Tisch herum, drückte Hardis Kopf an sich und küßte sie auf die Stirn.

\*

Daß die Sünde eine teuflische Macht auf Erden ist, hatte Lindemo zur Genüge erfahren – an jenem Abend und weiterhin.

Sie hatte einmal nach ihm gegriffen, und er war jämmerlich unterlegen. Er hatte sich für die Sünde an dem Sünder rächen wollen, der das junge Leben von Jans zu vernichten drohte und das harmonische Leben bei ihm zu Hause zerstörte, und war darüber selbst in Sünde gefallen.

In der ersten Zeit nach seinem Fall raste er innerlich und mußte auf seine eigenen Fäuste aufpassen, daß sie nicht abermals losschlügen. In Gedanken peinigte und würgte und schlug er Hei Tag und Nacht. Er wußte genau: Vor Gottes Angesicht war er ein Totschläger! Und doch kochte und brodelte und rauchte es weiter in ihm vor Haß.



Und während der Haß schwelte und wuchs, erstarb sein Gottesleben Zug um Zug. Gottes Stimme wurde schwächer und schwächer für ihn.

Ach, was hatte er nicht alles verloren!

Der Friede des Herzens war entschwunden. Sein Heim kam ihm vor wie ein Totenhaus. Man mußte beinahe auf Zehen gehen, um den schlummernden bösen Geist nicht zu wecken – hier, wo zuvor alles Frohsinn gewesen war.

Und die ersten Tage in der Glashütte – wie schrecklich waren sie gewesen! Als die Bläser ankamen und ihm schmeichelten und beinahe zu seiner Rückkehr in ihre sündigen Kreise gratulierten – was hatte er da durchleiden müssen. Wie verblüfft waren sie, und wie ängstlich wurden sie, wenn er sich halb von seinem Stuhl erhob und sie drohend ansah! Gleich hörten sie auf mit ihren naseweisen Reden.

Dann war er wieder allein und fühlte sich innerlich nackt und gedemütigt.

Wie war ihm zumut gewesen an jenem Abend, als er in einer Vorstandsversammlung des „Silo“ seinem Amt als Vorsteher entsagte und an den betrüben Brüdern vorbei hinausging – wie ein Ausgestoßener, wie ein Abgefallener!

Und nun mußte er, der starke Lindemo, sich darein finden, daß die Jungens heimlich hinter ihm her flüsternten, wenn er vorbeiging.

Am Sonntag sah er morgens vom Zimmer aus seine Freunde zum Gottesdienst gehen, ruhig und andachtsvoll. Dann konnte ein trockenes Schluchzen den starken Körper schütteln. Er wagte nicht, sich dort zu zeigen, wo er bis vor kurzem als Vorsteher der Gemeinde gestanden hatte.

Abends ging er zu Bett wie ein unvernünftiges Tier – ohne Gottes Wort zu lesen, ohne zu beten. Dann erschrak seine Seele vor den tiefen Abgründen, in die er gefallen war.

Am schlimmsten quälte ihn der Stachel, den Hilde, ohne es zu wissen, in sein Herz getrieben hatte, als sie an jenem Sonntagabend wiedergab, was der Mann in der schwatzenden Gruppe gesagt hatte: „Die Erweckung ist nun auf alle Fälle zerschlagen.“

Ach – das hatte er getan! Eine Erweckung zerstört! Die Leute daran gehindert, erlöst, bekehrt zu werden! Er, der sich danach gesehnt hatte, seine eigenen Kinder und andere für den Himmel zu gewinnen!

Wenn es nur wenigstens Jans geholfen hätte! So, daß ihm bange wurde vor dem Weg, den er eingeschlagen hatte. Aber nein – nicht lange danach war Jans wieder voll gewesen und hatte sein Heim in ein heulendes Jammertal verwandelt. Und das alles hatten diese elenden Wichte in der Hei-Familie zustande gebracht. Ach, er hätte sie niedertrampeln können!

Dann kam die Wandlung. Nicht plötzlich oder gewaltsam, sondern langsam wie bei einem lodernden Feuer, dem die Nahrung ausgeht. Erst entwickelt es lange, gierige Flammenzungen, die nach allem im Umkreis lecken. Dann werden sie immer kleiner und bescheidener und fallen schließlich in sich zusammen. Es folgt noch ein Funkensprühen und Knistern, aber schließlich bleibt nur ein heißer, glühender Aschenhaufen, der qualmt und schwelt.

So ging es auch mit Lindemos loderndem Höllenbrand.

Wie ein erlösender Luftzug aus ewigen Höhen schlich sich langsam eine Sehnsucht in seine Seele – die Sehnsucht nach dem, was er verloren hatte. Vor allen

Dingen verlangte ihn nach Frieden für sein Herz. Und je größer die Sehnsucht wurde, um so mehr verlor sein Haß an Kraft.

Jans kam immer wieder schwankend nach Hause. Aber zu Ausbrüchen kam es nicht. Jans wurde niemals böse oder randalierte, sondern war nur hilflos. Niemals zornig, nur so schrecklich hilflos. Die braunen, wäßrigen Augen bettelten, bettelten wie Hundeaugen. Sie bettelten um Erbarmen. Das brachte seine Mutter und seine Schwester immer wieder zu lautem Weinen. Wenn Lindemo es sah, konnte er die Hände um die Armlehnen seines Stuhles krallen, daß die Knöchel weiß wurden. Der schwelende Haß schlug dann wieder in Flammen hoch – gegen Hei, der das alles angerichtet hatte. Aber Jans bekam nie ein böses Wort von ihm zu hören.

Wenn Jans nüchtern war, sagte er nicht viel. Er wirkte wie ein von frevler Hand geknickter junger Baum. Er stöhnte unter dem Joch des Teufels. Die Freundschaft mit Jonas war vorbei. Aber jetzt hatte er andere Kameraden, die vielleicht noch schlimmer als Jonas waren.

Es wurde Spätherbst. Der Wind trieb sein wirres Spiel mit den fallenden Blättern von Birken und Kastanien.

Es war Abend, und die Wolken trieben in jagender Fahrt am Mond vorüber, ließen ihn auftauchen und wieder verschwinden. Es nahm sich fast wie ein Blinkfeuer aus.

Mutter Jubel saß im Zimmer bei Lindemo. Es war nicht das erste Mal seit seinem Unglück. Sie war alt genug, sich ihm gegenüber ein freies Wort erlauben zu können, und ihre Liebe gab ihr das Recht, ihm die Wahrheit zu sagen, die brennende, aber freimachende Wahrheit. Sie sorgte sich um ihn, wie sie sich um einen ihrer Lieben gesorgt hatte, und betete für ihn, als wollte und

könnte sie ihn aus dem Grab seiner Sünde herausbeten.

Die alte, freundliche Frau saß mit ihren strahlenden Augen am Tisch. Das weiße Haar war noch voll und wellig. Ihren unentbehrlichen Stock hatte sie über die Stuhllehne gehängt, und ihr einfacher Altfrauenhut lag vor ihr auf dem Tisch.

Auf der anderen Seite des Tisches saß Lindemo auf dem Diwan und hatte die Ellbogen aufgestützt, neben ihm seine Frau mit ihrem Stopfkorb. Sonst war niemand da. Die Mädchen verweilten oben in ihrem Zimmer. Sie kamen abends kaum noch herunter. Jans war nicht zu Hause.

Man konnte den Dreien ansehen, daß sie ein ernsthaftes Gespräch geführt hatten. Lindemo starrte nachdenklich vor sich hin. Seine Frau hatte rote Augen, sie hatte geweint. Mutter Jubel kamen die Tränen nicht so leicht. Auf ihrem Gesicht lag eine gewisse Würde und Energie.

„Du hast dich also entschlossen, verloren zu gehen, Lindemo“, sagte sie langsam.

Er sah schnell zu ihr auf, und Frau Lindemo ließ den Strumpf mit der Stopfnadel sinken.

„Verloren?“

„Ja. Mit der Gesinnung, die du hast, kommst du nicht in den Himmel.“

„Ich kann nicht vergeben“, stöhnte er.

„Schön. Dann hast du dir einen Platz in der Hölle gesichert.“

Die Worte fielen völlig ohne Leidenschaft, wie man eben eine Tatsache feststellt. Aber sie fielen mit erschreckender Schwere in Lindemos Herz.

Er setzte sich mit einem Ruck auf und bohrte die geballten Fäuste rechts und links in den Diwan.

„Bei mir selbst könnte ich Hei vielleicht vergeben.

Aber hingehen und ihn um Verzeihung bitten – niemals. Nein. Niemals!“

„Stolzer Lindemo“, sagte sie hart. „Hat Gott dich noch nicht zerbrochen? Du bist immer noch auf dem Wege zur Hölle. Du fällst immer noch tiefer, Lindemo. Ach, warum willst du sterben?“

Es lag etwas Prophetisches in den Worten der alten Frau. Lindemo schauderte. Er fühlte, daß sie die Wahrheit sprach, aber er wehrte sich und sagte:

„Das verstehst du nicht richtig, Mutter Jubel. Sieh mal ...“

„Das verstehe ich nicht?“ unterbrach sie ihn. „Ich hatte einen Mann und vier Kinder und genau so ein Heim wie du. Das einzige, was ich behalten habe, sind die fünf Gräber da draußen, wie du weißt. Aber über diese Gräber ging mein Weg zum Frieden mit Gott. Ich war genau so unbeugsam wie du. Aber Gott beugte mich, und ich zerbrach. Ich denke doch, ich verstehe das, Lindemo. Zwingt Gott nicht, einen noch schmerzhafteren Zaum in deinen Mund zu legen und dich noch tiefer in das Tal der Todesschatten zu führen. Bedenke – es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“

Lindemo bat sie erneut um Verständnis, indem er sein Unglück noch einmal vor ihr ausbreitete. Er sprach von seinen zerstörten Hoffnungen bezüglich Jans' und von all dem anderen, was er verloren hatte. Auch von der geistlichen Armut, in der er jetzt lebte.

„Das alles kommt auf das Konto von Hei.“

Mutter Jubel ließ ihn ausreden. Dann streckte sie ihm ihre magere Hand entgegen und zeigte mit einem der wichtigen Finger auf ihn.

„Du bist der Mann“, sagte sie ruhig.

„Nein. Das ist nun doch zuviel!“ fuhr er auf.

„Viel oder wenig. – Es ist die Wahrheit über dich.“

Sie erhob sich mit großer Anstrengung, nahm ihren Hut an sich und ging grußlos. Frau Lindemo folgte ihr weinend.

Lindemo setzte sich wieder und verfolgte den Weg von Mutter Jubels drei Beinen. Er hörte sie am Fenster vorbeigehen. Dann verloren sich ihre Schritte in dem Heulen eines Windstoßes.

Einen Augenblick lang kam es ihm so vor, als wären es Gottes Schritte, die sich entfernten.

Es dauerte eine Weile, bis Frau Lindemo wieder hereinkam und sich an ihre Arbeit setzte.

„Sie hat mich gar hart hergenommen, Margit“, sagte er.

„Ja, das hat sie getan. Ich bin bange, Gott nimmt dich noch härter vor.“

Er sah sie mit einem wunden Blick an.

„Du auch, Margit?“

„Ja, ich auch. Zuerst und zuletzt ich. Wer sollte sich sonst um dich sorgen? Du mußt diese Sache bereinigen.“

„Das kann ich einfach nicht. Wenn ich Jans ansehe, vermag ich das nicht.“

„Gerade wenn du an Jans denkst, dann mußt du es können.“

„Wie meinst du das?“

Sie sah ihn schweigend an, und aus ihren Augen sprach eine unsägliche Not.

„Du könntest ihn vielleicht retten“, sagte sie dann.

Er wollte gerade etwas einwenden, als sie das Geräusch von Jans' Schritten hörten. Ach, diese Schritte. Schwankend! Unsicher! Sie traten schmerzvoll auf ihren Herzen herum.

Frau Lindemo lief hinaus. Er hörte sie draußen auf-

112

schreien. Dann kam sie mit dem Schwankenden herein. Und Lindemo hätte beinahe auch aufgeschrien.

Sie hielt ihn an den Schultern, stützte ihn und führte ihn zu einem Stuhl. Jans sank schwer darauf. Aber wie sah er aus! Der Schlips war weg, das Hemd aufgerissen. Ein Auge war geschwollen, und aus einer Wunde dicht darunter rann das Blut unaufhörlich herab über die Backe.

Lindemo war aufgesprungen.

„Was ist denn, Jans?“

Er murmelte nur, aber sie verstanden doch:

„Jonas hat sich gerächt.“

Sein Kopf hing hintenüber und er flüsterte: „Vater.“

Es war nur wie ein Hauch.

Lindemo bekam keinen Laut heraus. Seine Frau weinte still.

Da kam es wieder: „Vater! – Ich bin – so müde. – Wäre ich doch – tot.“

Lindemo nahm vorsichtig den hilflosen Körper und hob ihn wie ein kleines Kind auf. Auf einmal wallten Vatergefühle in ihm auf. Er drückte den Jungen an sich und küßte sein blutiges Gesicht.

Er zitterte wie ein Blatt im Wind, als er ihn in sein Zimmer trug. Frau Lindemo machte in der Küche Waschwasser zurecht. Sie suchte nach Lappen und tastete überall herum, weil sie vor Tränen nichts sehen konnte.

Dann kam Lindemo aus Jans Zimmer heraustrümt. Seine Augen sahen wild umher.

Im Augenblick wußte Frau Lindemo, was bevorstand. So hatte sie ihren Mann schon einmal gesehen.

Sie ließ von ihrem Vorhaben ab und war wie ein Luchs an der Tür.

Sie drehte den Schlüssel um und steckte ihn und die

Hand, mit der sie ihn hielt, in ihre Schürzentasche. Dann stellte sie sich mit dem Rücken gegen die Tür und hielt die Türklinke mit der anderen Hand fest.

„Geh weg!“ schrie er.

„Niemals!“ Sie war bleich wie der Tod.

„Geh weg! Ich will ‘raus!“

„Nein“, sagte sie, und ihre Stimme war kalt und fest.

„Diesmal mußt du deine Kräfte an mir auslassen, ehe du herauskommst.“

Einen Augenblick sah es aus, als wollte er auf sie losgehen. Dann brach er plötzlich zusammen.

„Danke, Margit“, schluchzte er.

Er lehnte sich an den Türrahmen und weinte.

Auf der Treppe, die von der Küche nach oben führte, standen zwei Gestalten in Nachthemden und zitterten vor Entsetzen.

\*

Glasfäden!

Wer die Geschichte der Glasbläserei schreiben wollte, müßte den Glasfäden ein ganzes Kapitel widmen. Alle Glasbläser hatten eingehende Kenntnisse über sie, Kenntnisse, die immer auf teuer erkaufter Erfahrung beruhten.

Die jungen Mädchen und Lehrlinge, die mit zwölf, dreizehn Jahren in der Glashütte zu arbeiten anfangen, kamen sofort mit ihnen in Berührung und behielten diesen Kontakt bis in ihr Alter hinein, falls sie so lange in der Glashütte verblieben.

Nichts war bei den Glasbläsern so oft die Ursache von Verwünschungen, Flüchen und hitzigen Gebärden wie eben diese Glasfäden. Sie führten zu unzähligen



Streitereien und sogar Schlägereien. Sie machten böses Blut zwischen den besten Kameraden, so daß sie tagelang nicht miteinander sprachen. An warmen Tagen, wenn das Blut der Glasbläser sowieso auf dem Siedepunkt angelangt war, konnte ein Glasfaden wie ein lebendiger Teufel wirken, der alles zum Überkochen brachte. Rasende Schimpfworte flogen umher und bekamen entsprechendes Echo.

Eine Unzahl von Geschichten über Glasfäden waren im Umlauf, komische und erschütternde, aber mehr erschütternde. Eine zufällig hingeworfene Bemerkung über Glasfäden konnte ganze Romane auslösen.

„In Flesland war ein Aufschneider, der setzte sich ...“

„Laß ihn sitzen“, sagten die anderen, „und halt’s Maul. Das haben wir schon gehört.“

Oder ein Schwede fing an: „Bei uns in Surte war ein Mann ...“

Das war die Geschichte eines schwedischen Mädchens, das durch Unachtsamkeit einen bleistiftdicken Glasfaden um den Hals bekam und dem ein Mann geistesgegenwärtig den dehnbaren Faden mit bloßen Händen in Stücke riß, so daß es nach verbranntem Fleisch roch. Oder die Geschichte von dem Mann, der stolperte und in einen Haufen nadeldünnere, spröder Glasfäden fiel, so daß seine Hände wie die Läufe eines Stachelschweins aussahen. Oder die Geschichte von dem Mann, in dessen Hals sich ein Stückchen Glasfaden festsetzte, das er nicht mehr herausbekam, das aber Wochen später unter seinem Schulterblatt wieder in Erscheinung trat.

Glasfäden ergaben sich meist aus Unvorsichtigkeit der Beteiligten. Es war allerdings auch schwierig, aus der Glasmasse das Material für eine Flasche abzusondern – fast so schwierig, wie einen Löffel voll Sirup aus

einem Topf herauszubekommen, ohne alles zu bekleckern. Eine Kleinigkeit zuviel genommen oder eine halbe Umdrehung der Röhre zuviel genügte, um einen Faden aus dem Schmelzofen rinnen zu lassen. Das konnte leicht passieren, besonders wenn einer zu hastig arbeitete. So ein Faden war meist ganz dünn und an und für sich auch ungefährlich. Unangenehm konnte es werden, wenn er in der Öffnung hängen blieb, der Bläser ihn herauszuziehen versuchte und ihn dabei über seinen und anderer Leute Köpfen balancierte. Nur zu leicht passierte es, daß sich der rotglühende Faden auf Hände oder bloße Nacken legte. In solchen Augenblicken vergaßen die Bläser völlig, ihre Worte zu wählen.

Es gab alle Stärken von Fäden. Manche waren dünn wie Spinnweben, so dünn, daß sie jedem Windzug folgten. Bündel von ihnen hingen auf den Eisenstangen, von denen der Schmelzofen umgeben war. Sie flatterten wie Rauch im Wind. Sogar für gute Augen war es schwierig, sie einzeln zu erkennen, wenn sie nicht im Licht des Ofens oder in einem Sonnenstrahl blinkten. Aber am Körper spüren konnte man sie gut. Sie quälten abscheulich. Wenn einer erschöpft von der Wärme und vom Schweiß war, konnte er verzweifeln über solch einen unsichtbaren Plagegeist, der in allen bloßen Körperteilen stecken konnte. Sobald man sich bewegte, kratzte oder kitzelte er. Die plumpen Arbeitsfinger griffen danach, meistens ohne Resultat. Man konnte verrückt werden, bis man ihn endlich entdeckt hatte.

Schlimmer waren Fäden, die die Dicke von Nähnadeln hatten. Die blieben zwar nur Augenblicke warm, und sie waren auch nicht durch ihre Wärme so gefährlich. Sie waren spröde und zerbrachen leicht in Stücke, aber wenn einer sie in die Strümpfe bekam, hatte er sie auch bald im Bein. Oder es drang ein Stückchen in die

Hand ein, während einer an der Röhre arbeitete. Versuchte man es zu packen, steckte es auch schon im Finger drin.

Einen Holzsplitter im Finger zu haben, war ein reines Vergnügen, verglichen mit der Not, die man mit einem Glasfaden hatte. Holzsplitter konnte man mit einer spitzen Nadel erwischen, aber bei Glasfäden half keine Nadelspitze, da mußte man unter die Haut bis ins Fleisch gehen. Es war eine Kunst, Glasfäden zu entfernen. Die Bläser nahmen weiches, heißes Glas, das am Ende eines Eisens saß, und klatschten die betreffende Stelle dagegen. Hatten sie Glück, klebte das Stückchen daran fest, und so bekamen sie es heraus. Aber sie riskierten dabei immer eine kräftige Brandwunde.

Saß der Glasfaden an einer Stelle, an die der Bläser selbst nicht hinkommen konnte, mußte er einen Kameraden bitten, mit einem weichen Glasklumpen dagegenzuklatschen. Manchmal ging das aus Versehen oder aus Mutwillen nicht schnell oder sachgemäß genug, dann gab es regelmäßig Krach, Hallo, Schimpfen und Gelächter.

Meist blieb der Glasfaden da, wo er sich eingenistet hatte. Er nagte und stach bei jeder Bewegung und bohrte sich immer tiefer ein. Solange das Fleisch dem standhielt, ging es noch an, aber wenn es sich entzündete – lieber ertrugen die Glasbläser schlimme Zahnschmerzen als das. Ein Holzsplitter löste sich zum Schluß doch noch auf oder man konnte ihm irgendwie beikommen, aber ein Glasfaden war für all das zu sehr in sich geschlossen, zu spröde. Der nagte und nagte tagelang und quälte schlimm in der Nacht. Die Stelle, an der er saß, wurde steif und schwoll an.

Und schließlich – und das war höchst eigenartig mit diesen Glasfäden – schließlich verschwand er. Er kam

nicht heraus, sondern verschwand im Körper. Und es war viel Rätselraten darum, wo er nun eigentlich geblieben war.

Einige behaupteten, daß er auf die eine oder andere Weise in den Magen geriete und auf diesem Wege verschwände – aber das konnte doch nur Unsinn sein.

Wenn von Glasfäden die Rede war, überschlugen die Männer, wieviel Kilo Glasfäden wohl jeder in seinem Körper haben könnte. Eins war sicher: jeder von ihnen war ein lebendes Nadelkissen.

Diese Glasfäden konnten auch die Arbeit fast unmöglich machen, wenn sie am Werkzeug oder am Flaschenmaterial hingen oder wenn ein Bläser Glasfäden in der Form entdeckte. Dann rief er einen Jungen, der versuchen sollte, die Fäden zu entfernen. Aber das mißglückte oft. Und dann war großes Geschrei, weil die Flaschen verdorben waren. Man suchte nach einem Sündenbock, und der eine beschuldigte den anderen, nicht genug aufgepaßt zu haben.

Ja, Glasfäden waren ein unheimliches Thema ohne jede erfreuliche Seite. Und wenn die Bläser über sie spotteten, war das ein Ausdruck ihres verbissenen Hasses gegen sie. Wenn sie es am allerwenigsten erwarteten, stach es plötzlich im Finger. Nein, Glasfäden waren eine große Plage in der Welt der Glasbläser, schlimmer als Skorpione und Kreuzottern. Sie vergifteten das Leben. Wie konnte man bei guter Laune bleiben, wenn man eine ganze Woche hindurch nur auf dem Absatz laufen konnte, weil so ein böses, stechendes Ding in einer Zehe saß, und man schließlich am ganzen Bein an Muskelzerrung litt!

\*

Es war schon spät im Jahr. Der erste Schnee war in der Nacht gefallen. Aber am Nachmittag kam die Sonne hervor und brachte mildes Wetter. In der Hütte standen alle Türen und Fenster offen. Der in der Sonne glitzernde Schnee störte zwar die Bläser, denn er blendete sie, aber sie fanden den Blick trotzdem schön. Überall liefen kreuz und quer dunkle Spuren durch den Schnee, die sich in grau oder hellgrau verloren, je weiter sie sich von der Hütte entfernten. Es tropfte auf der Sonnenseite leise vom Dach, an dem kleine Eiszapfen hingen. Es klirrte und klang von Glas, wenn die Pferde die Wagen mit den Glaskästen vorbeizogen.

Ein paar poetische Glasbläser stahlen sich ab und zu einen Augenblick von der Arbeit weg, sahen hinaus und träumten sich in den Wald. Aber irgendwie waren alle bei guter Laune. Sie schwatzten gemütlich, aber es kam nicht zu allzu derben Späßen und Sticheleien.

Simon Trak sang laut ein geistliches Lied.

Die Kameraden lachten, und einer sagte: „Ein feiner Gesang, Simon! Das klingt, wie wenn man einen Blech-eimer ausbeult.“

Aber Simon sang weiter, heiter und ernst zugleich.

An der Seite, wo die Fenster offen waren, stand Jans und arbeitete schweigsam. Die Lehrlingsgruppe war aufgelöst, und er war mit den anderen Jungen in die Reihen der Erwachsenen aufgenommen. Jonas zum Beispiel arbeitete mit seinem Vater zusammen.

Jans strengte sich nie sonderlich an, in der letzten Zeit schon gar nicht. Er war der Arbeit überdrüssig – so wie ihn sein ganzes Leben nicht mehr freute. Er prahlte auch nicht mit seinen Sünden, sondern fühlte sich im Gegenteil sehr unbehaglich, wenn irgendwo Andeutungen über die Gesellschaft, in der er verkehrte, gemacht wurden. Nein, ein fröhlicher Sünder war er nicht.

Gerade heute, während seine Kameraden Unsinn machten und lachten, stand die Not seines Lebens besonders stark vor ihm auf. Er konnte in diesem seinem Leben nur Ruinen erkennen. Immer wieder zog es ihn zu dem hin, was ausgesprochen böse war. Oft empfand er allerdings die Häßlichkeit seines Tuns, und es ekelte ihn davor. Die Sünde stieß ihn ab und zog ihn gleichzeitig an. Das war so merkwürdig – er konnte es sich nicht erklären. Er haßte das Trinken und die Karten und liebte beides trotzdem, besonders aber das Kartenspiel.

Jans seufzte vor sich hin. Er wollte so gern frei werden von der Sünde, von ihrer Macht und den Folgen, aber wenn es dann so weit war, ließ er sich wieder willig vom Teufel leiten.

Er verstand sich selbst nicht mehr. Er merkte, daß er sich nach etwas sehnte. Aber nicht einmal diese Sehnsucht konnte er recht benennen. Er versuchte sich vorzustellen, daß es Gott war, nach dem er sich sehnte. Aber das war es wohl auch nicht. Denn Gott konnte ihm ja die Karten aus der Hand nehmen. Nein, wenn er es recht bedachte, sehnte er sich nur immer wieder nach der Sünde. – Es war trostlos und leer in ihm.

Eigentlich gab ihm die Sünde doch gar nichts, weder Freude noch Lust. Nichts gab sie ihm. Sie verödete nur alles um ihn her und hinterließ ihn als Einsamen in einer versengten Wüste.

Jans formte, blies und drehte die Flaschen ganz mechanisch. Seine Gedanken waren ganz woanders.

Er hatte gerade die Röhre im Ofen. Eben nahm er Glas heraus, soviel, wie für eine Flasche nötig war. Unachtsam schwenkte er damit herum bis über seinen Kopf. Und dann gab es einen gellenden Schrei, er ließ die Röhre los und schlug die Hände vor sein Gesicht. Er wälzte sich auf dem Boden und brüllte jämmerlich.

Alle Arbeit hörte plötzlich auf. Die Männer liefen zusammen.

„Ach! Mein Auge!“

„Hast du was ins Auge bekommen?“

Er hörte nicht, sondern rannte nur sinnlos hin und her.

Es brannte auf der Erde, wohin er die Röhre und das fließende Glas geworfen hatte. Einer kehrte die Reste zusammen, und ein anderer goß Wasser auf die Stelle. Dampf stieg auf und hüllte sie alle ein.

Albert Engsjö hatte Jans gepackt und ihn dazu gebracht, daß er still stand.

„Holt schnell Lindemo!“ rief er.

Einer lief in den Sortierraum. Es klapperte und klirrte, als die Tür aufging, aber dann hörte alles Geräusch auch dort sofort auf.

Lindemo kam angelaufen.

„Was ist denn, Jans?“

Die Stimme war heiser und gebrochen.

Jans zitterte und jammerte, machte aber keinen Versuch aufzusehen.

„Vater!“ sagte er verzweifelt. – „Ach, Gott im Himmel, hilf mir!“ Sein Ruf wurde zu einem bebenden Schrei.

Lindemo zog seine Hände weg. Er wurde weiß wie eine gekalkte Wand. Was er da sah, war schrecklich. Ein dicker Glasfaden saß mitten in der Pupille in Jans' rechtem Auge. Ein Ende schaute geradeaus, so daß das Augenlid daran aufgespießt wurde und in der Mitte eine Spitze bildete. Das ganze Auge sah wie ein rotes, blutiges Dreieck aus.

Lindemos Augen flackerten verzweifelt von dem einen zum anderen der schauernden Männer.

„Seht zu, daß wir einen Wagen bekommen, Leute!“ stöhnte er.

Jans blinzelte und blinzelte, ohne etwas sehen zu können. Es tropfte und rann unaufhörlich.

„Kannst du mir denn nicht helfen, Vater? Was habe ich mir denn getan?“

„Es sitzt ein Glasfaden in deinem Auge, mein Junge. Gott erbarme sich über uns!“

„Ach Vater, zieh ihn heraus! Zieh ihn doch heraus!“

„Ich wage es nicht, Jans. Ich kann nicht.“

Lindemo schüttelte es wie im Fieber.

„Vater, zieh ihn ‘raus! Mach ihn weg, hörst du? Au – au – au!“

„Haltet ihn, Jungens!“

Die Männer griffen ihn und hielten seine Hände und seinen Kopf fest. Aber sie wandten die Gesichter ab.

Lindemo ergriff das Ende des Glasfadens mit seinen zitternden Fingern und zog ihn glatt heraus.

Er stöhnte.

Da schoß ein dünner Wasserstrahl aus dem Auge und rann wie ein kleiner Bach über Jans Backe. Dieses Linsenwasser gab einen merkwürdigen Geruch von sich, wie keiner ihn je gerochen hatte. Während das Wasser lief, fiel das Auge wie eine leere Beere zusammen und blieb wie ein unbestimmbares Etwas in der roten Höhle liegen.

„Das hat erleichtert“, schluchzte Jans. „Vater, ist es nun gut?“

„Ach, mein Junge!“ sagte der nur, und ein Strom von Tränen floß über sein bleiches Gesicht.

Die Männer schlichen leise beiseite. Dann kam der Wagen.

\*



Keiner kannte Halnes richtig.

Sie wußten nur, daß er irgendwo aus dem Norden stammte, aus einem kleinen Fischerort in einem versteckten Fjord. Das erzählte er wenigstens selbst. Die Leute mußten glauben, was er sagte, denn sie konnten nirgends sonst etwas über ihn erfahren. Niemand hatte jemals einen Verwandten von Halnes gesehen. Wenn man ihn danach fragte, sagte er, daß er leider keine näheren Verwandten mehr besäße. Entfernte Verwandte könnten noch in Amerika leben, meinte er.

Jedenfalls umgab Halnes etwas Geheimnisvolles, wie es bei allen Leuten der Fall ist, die ohne Verwandte sind – oder die sich nicht zu ihnen zu bekennen wagen. Ein solcher Mensch gehört gleichsam nirgends hin, er ist wie ein Baum ohne Wurzeln.

Nein, richtig gehörte Halnes auch jetzt noch nicht in die Stadt, trotzdem er schon über zwanzig Jahre hier lebte. Die Leute redeten damals viel über ihn, als er in die Stadt kam, und taten es auch heute noch gelegentlich. Überhaupt reden viele Menschen nur zu gern über das, worüber es eigentlich gar nichts zu reden gibt.

Halnes hatte bald Bekanntschaft mit einem braven Mädchen der Stadt gemacht und verheiratete sich mit ihr. Dazu mußte er natürlich Papiere haben. Ja, mit seinen Papieren sei das wohl so eine Sache, munkelten damals die Leute.

Seine Frau war nicht klüger als andere auch. Aber sie war nicht so neugierig wie andere, denn die Liebe ist nicht neugierig. Sie grub nicht in seiner Vergangenheit herum, die Gegenwart genügte ihr. Einen besseren Mann konnte niemand haben, stellte sie fest. Vielleicht wünschte sie sich, daß er nicht mehr solch dunkle Stunden haben möchte, wie sie ab und zu über ihn kamen. Dann schloß er sich meist ein, bis es vorüber war. Aber

er war immer freundlich. Ihre einzige Tochter hing an ihm mit rührender Liebe. Sie hatte sich schon jung verheiratet und war dann in die Nachbarstadt gezogen.

Halnes Frau war keine religiöse Natur. Sie begleitete ihren Mann nur selten zum „Silo“, wohin er gehörte, seit sie sich verheiratet hatten.

Aber auch dort hatte Halnes keine vertrauten Freunde. Denn Vertrauen beruht auf Gegenseitigkeit. Halnes gab nichts und empfing darum auch nichts.

Lindemo hatte sich immer Mühe gegeben, ihm näher zu kommen und ihm geistlich eine Hilfe zu sein. Halnes war dafür dankbar, ohne es Lindemo offen zeigen zu können.

So lebte Halnes sein etwas geheimnisvolles, stilles Leben. Er war ein flinker und zuverlässiger Schneider. Sein Geschäft verhalf ihm zu einem reichlichen Auskommen, wovon auch sein hübsches, gut eingerichtetes Heim zeugte.

Er hätte die kleinen Freuden seines Lebens genießen können, wäre nicht die schwelende Glut in seinem Gewissen gewesen, die ihn peinigte und die niemals zum Erlöschen kam.

Aber das konnte ja noch kommen. Er war ja erst fünfzig Jahre alt. Das Leben konnte noch lange währen, und Gott würde gewiß auch noch einmal an seine Tür klopfen.

Seit der letzten Erweckung war eine gewisse Veränderung mit ihm vorgegangen. Er war unempfindlicher geworden, er wurde nicht mehr so berührt von allem. Nur ein stilles Grauen vor dem letzten Gericht war ihm geblieben.

Vorher lebte er immer in der Hoffnung, daß er das nächste Mal auch erfaßt, bekehrt würde – aber nun beschlich ihn eine Ahnung, daß für ihn nie das „nächste

Mal“ kommen würde, daß der Tag der Gnade vorübergegangen war. Gott hatte Mal für Mal die Tür der Gnade für ihn offen gehalten, und er hatte einen Blick in diesen wunderbaren Reichtum hineingeworfen. Nur einen Blick, und dann war er wieder seine Wege gegangen.

Ach, das würde er wohl noch zehnmal erleben, wenn sich Gelegenheit dazu ergab. Aber hineingehen konnte er nicht, wenn er nicht bekannte.

Bekennen!

Das konnte er nicht. Die Hölle brannte in ihm – aber er konnte es einfach nicht.

Merkwürdig – er wußte, daß Gott alles kannte, auch ihn und sein Leben. Aber offen Gott sagen, was er schon wußte – nein, er vermochte es nicht!

Und wenn er es Gott bekannt hatte, mußte er wohl auch seine Schande vor den Augen der Menschen ausbreiten – daß sie sich die Nase zuhalten würden vor dem Gestank seines Lebens.

War es denn notwendig, vor den Menschen zu bekennen?

Hunderte von Malen hatte er daran gedacht, sich mit Lindemo darüber zu beraten, aber daraus war nie etwas geworden; denn dann mußte er ja seine Sache zumindest vor Lindemo offen hinlegen. Dann hätte er ja bekannt. Aber das war es eben, was er nicht zu können glaubte.

Halnes kämpfte seinen schweren Kampf allein. Seine Frau sollte es nicht wissen, sie zuallerletzt.

„Du stöhnst nachts“, sagte sie manchmal.

Oft wagte er dann kaum zu schlafen aus Angst, sich zu verraten.

Halnes Kampf machte ihn anderen gegenüber milde. Er befaßte sich nicht mit den Sünden anderer, weil er mit seinen eigenen genug zu schaffen hatte. Er, der

selbst in einem Glashaus wohnte, ließ es sich nicht einfallen, einen Stein auf andere zu werfen.

Halnes war trotz seiner Herzensnot immer bei guter Gesundheit gewesen. Das trug dazu bei, daß er die Entscheidung der brennenden Frage seines Lebens immer wieder aufschob. Er hatte ja noch Zeit dazu. Wenn eine Chance zur Befreiung wieder ungenützt vorbeigegangen war, hegte er den geheimen Trost, daß er frisch und stark war und immer noch eine Chance kommen würde.

Aber nun war er doch daran erinnert worden, daß sein Körper nur aus Staub bestand. Früher konnte er Tag und Nacht arbeiten, wenn es nötig war. Lagen dann nur ein paar Stunden Schlaf dazwischen, war er gleich wieder frisch. Aber jetzt wunderte er sich darüber, daß er sich so abgespannt fühlte. Er tröstete sich damit, daß im Körper des Mannes um die Fünfzig herum gewisse Veränderungen vor sich gehen. Ja, das mußte es sein. Natürlich war es das!

Aber die Tage der Unpäßlichkeiten häuften sich, und es wurde schlimmer. Es war ihm oft unerträglich, zu sitzen. Rücken und Kopf schienen wie beladen mit einer drückenden Bürde. Er mußte dem Gesellen manche Arbeit überlassen, zog sich in die Wohnung zurück und wälzte sich im Bett.

„Du mußt mit dem Arzt sprechen, Teis“, sagte seine Frau bekümmert.

„Ja, morgen gehe ich hin“, antwortete er.

Aber er ging nicht.

Eines Tages fühlte er anhaltende Stiche im Magen, die sich in ihn hineingruben wie tiefe Wurzeln.

Das Stechen hörte auf, kam erneut – hörte wieder auf. Wenn es aufhörte, blieb ein seltsamer Druck zurück, ein Druck wie der Griff einer unsichtbaren Hand. Die Hand des Todes, flüsterte Halnes für sich.

Er merkte, wie es mit ihm abwärts ging. Heimlich legte er sich das Metermaß um oder stieg ängstlich auf die Waage im Badezimmer. Seiner Frau schlug er vor, ihm dies und das zu kochen, was ihm gut tun würde.

Nichts half, seine Kräfte schwanden mehr und mehr. Nachts wachte er in Schweiß gebadet auf und vor allen Dingen zu Tode erschrocken.

Ach, diese Angst!

Wenn er tatsächlich in Schlaf versank, träumte er so schrecklich von Dampf und Rauch und Nebelschwaden und sah undeutlich schreckliche Gestalten, die griffen und griffen –

Endlich ging er zum Doktor. Aber das war wie ein Gang zur Schlachtbank. Nach einer Stunde kam er schwankend nach Hause, weiß wie ein Laken. Das Todesurteil stand auf seinem Gesicht geschrieben. Die Augen schimmerten krank und wund, aber sie blieben tränenlos. Er benetzte seine Lippen, aber die Zunge glitt nicht, denn sie hatte keinen Speichel.

Seine Frau half ihm, daß er sich setzte. Er fiel mehr, als daß er sich niederließ. Ein tiefer Seufzer brach aus der nach Luft ringenden Brust. Es hörte sich an, als spräche der Tod aus diesem Seufzer. „Teis, was ist mit dir?“

Über seinen Mund gingen seltsame Zuckungen, als hätte er vergessen, wie er Worte formen sollte. Heiser und hoffnungslos kam es heraus: „Es ist Krebs, Birgit.“

Von ihr kam ein bebender Schrei.

Dann wurde es still zwischen ihnen. Der Tod, der ungebetene und unerwartete Gast, war in ihr Haus gekommen.

Halnes stierte mit leerem Blick vor sich hin, aber tief drinnen in dieser Leere schwelte das Grauen.

Seine Frau strich ihm leise über die Hände.

„Aber eine Operation, Teis?“

Seine Augen sahen über sie hinweg.

„Der Arzt sagt, das nützt nichts. Es ist schon zu weit.“

„Sprich mit einem anderen, Teis. Vielleicht ist trotzdem eine Operation –“

„Ich wage es nicht. Nein. Nein. Ich wage es nicht – unter dem Messer sterben! Danke, so plötzlich –“

Das schwelende Entsetzen fing an, hell zu lodern. Die Augen standen aufgerissen und rot in dem bleichen Gesicht.

„Birgit! Ich wage nicht zu sterben. Ach, ich bin nicht bereit zu sterben. Ich kann nicht Gott begegnen!“

Sie streichelte ihn tröstend.

„Du kannst es doch wagen, Teis! Du bist ja immer so freundlich, so gut gewesen.“

Er antwortete nicht. Sein Mund verzog sich auf der einen Seite nach unten, als wenn ihm übel wäre.

Sie blieben stumm sitzen und versuchten, mit dem Unfaßlichen fertig zu werden, das in ihr Leben eingebrochen war. Eine Frage brannte ihr auf den Lippen, aber es war so schwierig, sie auszusprechen.

„Wie lange –“

Die Stimme war angstvoll und flüsternd. Sie wagte nicht, zu Ende zu sprechen, aber es genügte auch so.

„Sechs Wochen – höchstens sechs Wochen. Verstehst du, Birgit? Sechs kurze Wochen.“

Und plötzlich erschienen ihm sechs Wochen wie eine unsäglich kurze Zeit, wie die Zeit von einem Tag zum anderen.

\*

Die ganze Familie stand um Jans herum, der eben vom Arzt gekommen war. Endlich war er das schwarze Tuch vor dem Auge losgeworden, das er so lange hatte tragen müssen.

„Laß mich dich ansehen, mein Junge“, sagte seine Mutter ernst.

Jans stellte sich vor seine Eltern und Schwestern hin. Erst herrschte Stille, dann kamen verschiedene Ausrufe:

„Wie hübsch das ist!“

„Auf das Tüpfelchen genau wie das andere, denkt euch!“

„Man kann wirklich nicht sehen, daß es ein Glasauge ist!“

„Ist es sehr unangenehm, Jans?“

„Ja, wißt ihr, man fühlt natürlich immerzu das Fremde. Trotzdem ist mir das lieber als der elende Lappen davor. Laßt es mich nun mal selbst ansehen.“

Er ging zum Spiegel hin.

„Sonderbar“, sagte er mit einem Anflug von Traurigkeit. „Es ist tatsächlich genau wie das andere, ganz genau. Aber seht her! Wenn ich zur Seite blicke, steht es still. Es ist gleichsam tot. Es sieht so aus, als ob es dagegen protestiere, daß das andere lebt.“

Dann sah er plötzlich im Spiegel das Gesicht seiner Mutter. Mit einem Ruck drehte er sich zu ihr herum und sah sie prüfend an.

„Weinst du schon wieder, Mutter?“ fragte er bekümmert. „Wird es dir so schwer, dich daran zu gewöhnen, daß ich einäugig bin?“

Sie antwortete nicht, während sie sich ihre Tränen trocknete. Dann kam es unendlich wehmütig: „Doch, das werde ich schon können, Jans. Nie daran gewöhnen kann ich mich aber, daß du nicht bekehrt, nicht erlöst bist.“

Jans wurde ganz still, und eine helle Röte stieg in sein Gesicht. Eine kleine Weile danach blinkte es in seinen beiden Augen, dem natürlichen und dem künstlichen, und zwei Tränen rollten ihm den Nasenrücken entlang.

„Ich möchte schon gern...“, sagte er traurig und stürzte im nächsten Augenblick aus der Tür.

„Es ist besser, einäugig zum Leben einzugehen –“

Lindemo hatte angefangen zu zitieren, brach aber gleich ab. Wie kam er dazu, Gottes Wort zu gebrauchen? Er!

Seine Frau sah ihn mit ihren verweinten Augen an: „Ja, unsere Erlösung ist teuer“, sagte sie.

Sie legte einen ganz kleinen Nachdruck auf „unsere“, aber es genügte, daß Lindemo sich getroffen fühlte.

Er ging seit einiger Zeit wieder zu den Versammlungen, aber ohne daß eine ehrliche Abrechnung mit Gott und den Menschen erfolgt war. Es sah beinahe so aus, als wollte er sich hinten herum wieder in Gottes Reich einschleichen – ein gefährlicher Weg. Seine Sünde begann in Vergessenheit zu geraten, aber sie war nicht durch Vergebung ausgelöscht.

Die eigene Erinnerung daran war in den dreiviertel Jahren, die seitdem vergangen waren, verblaßt. Die innere Wunde war nicht mehr frisch und brennend. Der Schorf des Vergessens hatte sich darübergelegt und gab ihr ein geheiltes Aussehen. Aber eines Tages mußte er entfernt und die Wunde von neuem geöffnet werden, entweder vor Gottes Gnadenthron hier in der Zeit – oder vor dem Richterstuhl dereinst.

Aber Lindemo rechnete doch ein bißchen mit dem Vergessen und mit einer automatischen Heilung – wenn ihm auch sein Gewissen deutlich etwas anderes sagte.

Es war jetzt leichter, den Leuten wieder in die Augen



zu sehen. Sein äußeres Ansehen schien ihm weitgehend wiederhergestellt.

Als Jans sein Auge verlor, war ihm blitzartig klar geworden, daß Gottes Hand eingegriffen hatte. Aber als er nun etwas mehr Abstand davon bekam – ja, da empfand er es eben doch wieder mehr als einen Zufall.

Natürlich freute er sich darüber, daß Jans sich den Verlust des Auges so zu Herzen genommen hatte, daß er seinem Hang zum breiten Weg nun völlig entsagte. Und weil es mit Jans wenigstens in dieser Beziehung zum Guten ausgegangen war, verminderte sich sein Haß auf Hei merklich. Das war ihm innerlich eine rechte Erleichterung.

Ja, die Zeit heilt manche Wunden!

Nun kam es nur darauf an, wieder völlig in die alten Bahnen zu kommen. Dann würde sich schließlich alles von selbst ordnen.

Wollte es seine Frau nur etwas leichter nehmen! Sie war jetzt sein größter Widersacher geworden. Anstatt sich darüber zu freuen, daß die Dinge sich wieder beruhigt hatten und es wie früher schön und friedlich bei ihnen war, blieb sie irgendwie reserviert. Er hatte angefangen, am Abend wieder seine Andachten zu halten, aber sie sah dabei aus, als ob sie darunter litte. Es wurde ihm selbst auch etwas schwer, in die richtige geistliche Stimmung zu kommen, und darum waren die Andachten ohne Geist...

Frau Lindemo sagte wenig, betete aber viel. Ihr schien jetzt ihr Mann in viel größerer Gefahr zu schweben als damals, da er in jener schrecklichen Nacht schwankend heimgekommen war.

Ihre Sorge war zunächst grenzenlos gewesen, als Jans sein Auge verlor. Aber dann erkannte sie, daß Gott eingriff, und begann wieder zu hoffen, daß er ihnen allen

auf den richtigen Weg helfen würde. Wie froh war sie darüber, daß Jans wenigstens in seinem äußeren Wandel ein anderer geworden war!

Da konnte sie für das Unglück mit dem Auge fast danken.

Aber wie wurde sie von ihrem Mann enttäuscht, als sie merkte, wie er ein Pflaster über seine Sündenwunde klebte, nachdem er sah, daß Jans sich gewandelt hatte und zu Gott hinstrebte! Er meinte offenbar, daß es mit seiner Sünde nicht so gefährlich sein konnte, wenn Gott jetzt auf diese Weise Segen in sein Haus schickte. Er mußte das ganze wohl übertrieben haben...

Frau Lindemo dachte mit Angst daran, daß Gott vielleicht noch härter zupacken könnte.

Und Hilde! Wie ängstigte sie sich um Hilde! Sie ging wie der typische Halbchrist umher; sie versuchte, das Gleichgewicht zwischen Gott und Albert zu halten. Dieses Bestreben hatte sie außerdem in ein pharisäisches Fahrwasser gebracht.

Hilde und Albert hatten die Ringe gewechselt. Lindemos hatten nur widerstrebend ihre Einwilligung gegeben – wenn es eben nicht anders sein konnte. Aber seitdem hatten sie aufgehört, Hilde Vorhaltungen zu machen.

Anfang Februar stiegen neue Wolken am Himmel von Lindemos Familie auf. Vielleicht war es auch nur ein Wölkchen? Oder eine Spur davon?

Der Gedanke ging wie ein Stich durch Frau Lindemos Herz – und dann war er wieder verschwunden. Aber er kam wieder und stach abermals – und so ging es hin und her. Sie seufzte innerlich und sagte in ihrem Herzen zu ihrer Tochter: „Ach, Hilde, vergib mir! Du weißt, wie ängstlich eine Mutter ist.“

Die Tage gingen hin.

Frau Lindemo war scheu geworden und wachsam gleichzeitig. Sie weinte in aller Stille darüber, daß sie so war. Oder weinte sie mehr aus Angst?

Hilde war nicht mehr so offen wie früher, aber sie gab sich gewollt unbefangen. Ihre Mutter beobachtete sie, und ihre Augen wurden groß vor Not, groß vor stillem Bitten.

„Ach, Hilde, erschrecke mich nicht so!“ baten sie.

Aber die Angst blieb. Sie grub und fraß an ihr wie eine schwelende Glut, die am Erlöschen ist, aber eben-  
sogut wieder aufflammen kann.

Könnte sie nur einmal von Hilde wieder ein richtiges und echtes Lachen hören, dann würde die Glut sofort verlöschen. Aber Hilde lachte nicht so.

Ob sie vielleicht ein offenes Wort reden sollte?

Ach, dieses Glimmen! Diese geheime Qual auf dem Grund der Seele! Dieses Glimmen, das nicht zum Auf-  
lodern kam, aber auch nicht erlöschen konnte.

War sie in ihren Gedanken nicht häßlich gegen die Tochter? Sie besaß wohl nicht die Liebe, die alles glaubt und alles hofft. Ihr Mißtrauen schuf ein trübes und schlechtes Verhältnis zwischen ihnen.

Sie bat Gott, ihr das Mißtrauen zu nehmen.

Eines Tages ertappte sie sich dabei, daß sie schnüf-  
felte und zählte – nach Tagen zählte. Wieder ergriff sie die Angst. Und wieder bat sie Gott. Innig.

„Vergib mir, Hilde! Vergib mir, daß ich kein Zutrauen zu dir habe.“

Ach, es war schön, Mutter zu sein. Aber auch schreck-  
lich. Mutter zu sein, war gleichbedeutend mit Angst haben.

Sie ging einher und wachte von Tag zu Tag über der Tochter. Sie achtete auf den Klang ihrer Worte und

nahm sie in sich auf, wie ein Verdurstender nach Wasser lechzt. Nichts in Hildes Mienenspiel entging ihr. Sie achtete auf alles, auf jede Bewegung ihres Körpers.

All das tat sie in großer Heimlichkeit – glaubte sie. Aber Mutter und Tochter betrügen sich gegenseitig nicht so leicht.

Hilde wußte alles.

Und trotzdem trieben sie dieses grausame Versteckspiel voreinander weiter, bis –

Es war an einem Abend in Hildes Zimmer. Hardi war mit ihrem Jörgen unterwegs. Hilde saß und nähte an einer Decke. Ihre Mutter besserte Wäsche aus.

Ab und zu fiel ein Wort über alltägliche Dinge zwischen ihnen, vorsichtig und wohl überlegt. Es war so viel zu sagen – darum sagten sie so wenig.

„Das macht doch Freude, für sein eigenes Heim zu nähen, Hilde?“

Die Mutter sah flüchtig von ihrer Arbeit auf.

„Ach ja. – Ja.“

Hilde beugte sich tiefer über ihre Decke.

„Ich habe nicht vergessen, wie herrlich das damals für mich war.“

Frau Lindemo lachte ein bebendes Lachen, ein glückliches Lachen mit Tränen dazwischen.

„Erzähle mir doch etwas davon, Mutter.“

„Ach nein, Hilde. Es ist nicht leicht, andere in das Heiligtum seines Herzens sehen zu lassen. Denn dann bleibt es kein Heiligtum mehr.“

Hildes Hände zitterten, als sie einen neuen Faden einfädelt. Sie kniff den Mund zusammen, als wollte sie ihn verschließen, für etwas, was herauswollte. In ihren Mundwinkeln standen weiße Flecke, die zitterten. Die Mutter warf ihr einen schnellen Blick zu, dann erbleichte auch sie. Sie hatte im Gesicht ihrer Tochter gelesen.

„Hilde!“

Aber Hilde versuchte noch, sich zu retten.

Sie stach mit der Nadel in den Stoff, stach und stach und konnte nicht die richtige Stelle finden. Da gab sie es auf und tat, als wenn nichts wäre. Mit einer seltsam angestregten und völlig fremden Stimme fragte sie: „Was denn, Mutter?“

Aber während sie fragte, zerbrach etwas in ihr. Eine glühende Röte breitete sich über ihr Gesicht. Und wie ein Notschrei brach aus ihr heraus: „Mutter! Mutter! Ich habe kein Heiligtum mehr!“

Sie sprang heftig auf, warf sich auf ihr Bett und versteckte den Kopf in den Kissen. Das Bett zitterte unter ihrem gewaltsamen Schluchzen.

Frau Lindemos Angst war auf einmal verschwunden. Statt dessen sprengte ihr ein überwältigendes Mitleid fast das Herz. Im selben Augenblick saß sie neben Hilde auf dem Bett und legte die Arme um ihre Schulter.

„Hilde! Daß es so gehen mußte!“

„Ach Mutter, ich weiß gar nicht, wie ich es ertragen soll. Die Schande, die Schande!“

Ihr Schluchzen war so gewaltsam, daß die Mutter sie ausweinen ließ. Dadurch gewann sie selbst Zeit, den bitteren Tropfen zu schlucken.

„Sieh mich an, Hilde.“

„Ich kann nicht, Mutter.“

„Doch. Tue es. Du wirst sehen, wie gut das ist.“

Zögernd hob Hilde den Kopf und sah ihre Mutter an. Da brach das Weinen erneut aus ihr heraus. Sie warf sich ihrer Mutter an den Hals.

„Danke, danke, daß du mir verzeihst, Mutter. Ist das wahr? Ach, Mutter, ist das wahr?“

„Ja, mein Kind. Vergeben ist Heilung – für den, der vergibt und für den, dem vergeben wird.“

Wenig später sprachen unten im Zimmer Mann und Frau zusammen. Seine Stimme klang gebrochen und verwundet, ihre ruhig und gedämpft. Sie erzählte von Hilde, während er gebeugt und bleich zuhörte.

Die sorgenvollen Gesichter waren dicht nebeneinander, die Worte fielen ruhig und leise und ohne Bitterkeit.

Und sie will nicht herunterkommen, sagst du, Margit?“

„Sie wagt ja kaum aufzusehen.“ „Ich soll zu ihr hinaufgehen, meinst du?“ „Nein, das nicht, Hermann. Aber willst du sie gern sehen?“ „Ja.“

„Dann warte. Ich gehe zu ihr hinauf.“ Lindemo blieb allein. Er ging rastlos hin und her. Gott war ihm wieder begegnet und hatte seine schwere Hand auf ihn gelegt. Er fühlte sich so gering, wie er hier hin und her ging, so gering und so hilflos. Nun hatte er gar nichts mehr, auf das er stolz sein konnte. Nun war alles zerschlagen, alles, womit er sich gebrüstet hatte, alles, was er zu seinem Abgott gemacht hatte. Und Gott würde ihn bestimmt weiter treffen und drücken und pressen, bis er von seinem Weg hintenherum abließ und durch die richtige Tür in Gottes Reich hineinging.

Er sah das alles viel klarer als zuvor, während er hier allein hin und her ging. Und die Tür zu Gottes Segen, die Tür, durch die er gehen mußte, war die Haustür von Hei.

Ihm graute bei dem Gedanken daran, daß er ausgerechnet durch diese Tür gehen sollte. In dieses schmutzige Heim sollte er gehen, zu diesen vertrunkenen Menschen und sich demütigen! Sein ganzes Selbstgefühl schrie ein Nein. Aber Gottes schwere Hand wies auf diesen Weg. Auf diesen Weg, der allein der Weg zum Frieden und zum ewigen Leben war.

Da kam Hilde herein, vorsichtig und zögernd. Die verweinten Augen sahen zur Seite, während die Hände nach etwas suchten, um sich daran zu halten.

So stand sie vor ihrem Vater – wie einstmals eine verurteilte Sünderin vor ihrem Meister gestanden hatte.

Aber das hier war kein Meister, nur ein armer Sünder vom selben Schlage wie sie.

Er breitete seine Arme für sie aus und sagte klagend: „Hilde – war es meine Schuld, daß dir das geschah?“

Einen Augenblick sah sie ihn erstaunt an. Dann versteckte sie ihr Gesicht an seiner breiten Brust.

\*

Hildes Wunschvorstellungen waren zerplatzt wie Seifenblasen – eine nach der anderen.

Sie hatte davon geträumt, ihren Hochzeitstag in aller Ruhe auswählen und vorbereiten zu können. Nun war sie in die Gruppe derer eingestuft, die heiraten „mußten“. Sie hatte davon geträumt, für ihre Aussteuer ein oder zwei Jahre Zeit zu haben – nun hatte sie nichts fertig. Nach einem kleinen Haus hatte sie umsichtig und lange suchen wollen, bis sie das richtige mit viel Sonne und Licht gefunden hätte – nun mußte sie in Hast und Eile das erste beste nehmen. Und das erste beste war eine kleine düstere Wohnung, von der sie niemals geträumt hatte. Das alles machte sie recht bekümmert. Möbel konnte man ja kaufen, denn Albert hatte etwas gespart. Aber sie kauften sie so schnell, daß sie gar keine Gelegenheit hatte, sich lange darauf zu freuen.

Und fast alles mußte sie fix und fertig erwerben! Sie, die immer davon geschwärmt hatte, ihre Seele in die Dinge zu legen und alles selbst zu machen. Ach, sie

haßte das alles. Andere Hände pfuschten an ihrer Aussteuer herum, und alle Sachen waren ihr ganz fremd. Sie konnte sich gar nicht mit ihnen befreunden.

Und eine schöne stimmungsvolle Hochzeit hätte es doch werden sollen, am liebsten im Winter mit knirschendem Schnee und glitzernder Sonne darüber. In der Kapelle sollte es festlich sein, und die Gesichter mußten strahlen vor Erwartung dessen, was alles kommen sollte. Blumen, Orgelmusik. Vater und Mutter würden ganz vorn sitzen, hochgestimmt, mit Freudentränen in den Augen. Und die Gemeinde und die Freunde sollten sogar ruhig ein klein wenig neidisch sein auf das viele Glück.

Ja, alle sollten dabei sein, wenn sie durch den Mittelgang der Kapelle schritt im weißen Kleid mit dem Myrtenkranz.

So hätte es sein sollen. Aber nun schlichen sie sich sozusagen mit hängenden Ohren zum Magistrat in das ungemütliche Kontor, sie in einem gewöhnlichen Kleid und er im einfachen Anzug. Alles war so kalt – wie ein Geschäft, das eben in Zeugengegenwart abgewickelt wurde.

Und danach hatte sie von einem Hochzeitsfest geträumt. Ihres Vaters Haus sollte voll fröhlicher Gäste sein, die sich über das gute Essen freuten und über den Frieden und den Segen, der über allem lag.

Ihr Vater würde eine Rede halten und sie ihrem Ehemann übergeben. Seine Stimme würde warm und gut klingen, und manchmal würde es ihm schwerfallen, seiner Bewegung Herr zu werden. Aber das gehörte dazu.

Und ihre Mutter!

Bei einem solchen Anlaß konnte man sie richtig erleben. Sie würde wie ein überirdisches Wesen am Tisch sitzen.



Ja, so hätte es sein sollen.

Nun saßen nur die beiden kleinen Familien zusammen. Die Gratulationen fielen etwas kräftiger aus als üblich, um echt zu erscheinen. Das Essen war gut, aber die Stimmung konnte es nicht heben. Der Vater versuchte, einige Gottesworte zu sagen, aber Alberts Familie hatte dafür keinen Sinn, sie warteten auf andere Unterhaltung und auf Vergnügen. Lindemos Stimme zündete auch nicht. Er stammelte nur und wurde verlegen. Ihre Mutter sah aus, als kämpfe sie ständig gegen Tränen an.

Es kamen auch nur wenig Glückwünsche ins Haus. Hilde empfand stark, wie es damit zusammenhing, daß sie heiraten „mußte“.

Die Feier war zeitig zu Ende.

Ach, wie schön hätte es sein können, wenn dann der Abschied kam! Trotz Hochzeit und Freude und allem wären ihr natürlich Tränen gekommen, obwohl sie ja jeden Tag die Eltern besuchen konnte und künftig sozusagen zwei Heime hatte. Sie wäre also von einer Freude in die andere geglitten. Abschiedsschmerz und große Freude wäre das gleichzeitig gewesen. Und dann mit Albert in das eigene Heim gehen zu können! Wollte sie nicht dort eintreten wie in einen heiligen Tempel und die Tür hinter sich schließen –?

Ja, und nun war in Wirklichkeit der Abschied der beiden kleinen Familien gekommen. Alle fingen an zu weinen, während sie ihre Mäntel anzogen. Der Vater zitterte und die Mutter jammerte. Hilde legte die Arme um Mutters Hals, als wollte sie sie niemals wieder loslassen.

Albert wartete ungeduldig. Die paar Schritte, die sie zu ihrem kleinen Heim zu gehen hatten, taten sie zu Fuß, sie beide allein.

Es war eigenartig, den Schlüssel in die eigene Tür stecken zu können. Drinnen machten sie sofort überall Licht.

Es leuchtete neu und blank von Möbeln und Küchengerätschaften, frisch und fremd. Selbst die Luft war anders, als sie hätte sein sollen.

Das Schlafzimmer war weiß und freundlich. Mit Tränen ging sie über die Schwelle ihres Tempels.

\*

Lindemo und seine Frau waren allein.

Die Kochfrau und die Aufwärterin waren gegangen. Jans und Hardi schliefen schon.

Still und ernst saß jedes in Gedanken da. Es gab nichts, worüber zu reden war, aber viel, um darüber nachzudenken. Auch für sie war eine Illusion zerronnen, eine Hoffnung in Trümmer gegangen. Wollte doch Gott diese Trümmer irgendwie wieder zusammenfügen!

Arme Hilde!

Frau Lindemo fing an zu weinen. Es geschah lautlos. Ihre Augen flossen einfach von Wasser über.

„Ich kann nicht dafür, Hermann“, sagte sie entschuldigend.

Er antwortete nicht. Auch wagte er nicht, sie anzuschauen.

Er hatte genug bei sich zu sehen. Er betrachtete sich selbst wie niemals zuvor. Dann sagte er plötzlich: „Margit! – Morgen gehe ich zu Hei.“

Frau Lindemo fuhr zusammen wie nach einem Schlag. Sie starrte ihn fast verwirrt an.

„Was sagst du, Hermann?“

„Ich gehe zu Hei.“

Wie ein Sonnenstrahl glitt es über ihr Gesicht hin und machte es langsam hübsch und viel jünger.

Sie stützte sich auf die Armlehnen des Sessels, in dem

sie saß, erhob sich etwas unsicher und lag im nächsten Augenblick an seiner Brust.

„Hermann! Du! Ich bin so froh über dich. – Nun graut der Tag.“

Dabei war es draußen noch ganz dunkel.

Es schien Lindemo so, als hätte er nur einen Augenblick geschlafen, als er von einem Laut, der von draußen kam, erwachte. Aber er mußte wohl doch zwei, drei Stunden geschlummert haben, denn durch die Gardinen sah er bereits den ersten Schimmer des Morgengrauens.

Da rüttelte ihn seine Frau.

„Es klopft an der Tür unten, Hermann.“

„Ja, das höre ich.“

Er war plötzlich hellwach, stand auf und zog sich eilig an.

Frau Lindemo stützte sich im Bett auf die Ellbogen und sagte ängstlich: „Es wird doch nichts mit Hilde sein?“

„Sei nur ruhig, Margit. Ich sehe nach.“

Lindemo ging hinunter. Er zog die Gardine von der Tür zurück. Draußen stand eine Gestalt. Es war noch zu dunkel, um zu erkennen, wer es war. Aber er sah, daß es sich um eine Frau handelte.

„Wer ist da?“ fragte er eilig durch die geschlossene Tür.

Die Stimme, die antwortete, war dünn und zittrig, als fröre sie in dem kalten März morgen. Jetzt erkannte er sie auch – es war Halmes' Tochter.

„Ich soll Sie bitten, zu meinem Vater zu kommen. Er –“ der Rest war nicht zu verstehen.

„Was?“ fragte er von drinnen.

„Er – er – kann nicht mehr länger –“

„Ich komme sofort“, sagte er. Auch seine Stimme zitterte jetzt.

Die Gestalt draußen verschwand in der Dunkelheit, und er ging wieder die Treppe hinauf.

„Ist es was mit Hilde, Hermann?“

„Nein, Halmes wird wohl sterben.“

Er ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen.

„Ich wage nicht hinzugehen, Margit.“

„Du wagst nicht –?“

„Nein. Ich kann ihm ja nicht den Weg weisen –“

Er verbarg das Gesicht in den Händen und bewegte den Kopf abwehrend hin und her.

„Er ruft dich, Hermann.“

„Ja. Ich gehe. Ach, Gott.“

Im Nu hatte er sich angezogen. Als er an Hardis Zimmer vorbeiging, lugte sie durch die Tür. Die weiße Gestalt sah ganz verstört aus. Auch sie fragte nach Hilde. Er gab ihr schnell eine Erklärung, und unten mußte er noch Jans Auskunft geben, bevor er in die graue Dämmerung hinausschritt.

Lindemo erschrak bis ins Innerste, als er bei Halmes eintrat. Das Angesicht, das er vor sich sah, war schrecklich. Er sah aus wie das erstarrte Entsetzen. Die Züge waren verzerrt vor Schrecken. Die Augen stierten fast irre, als sähen sie in einen Abgrund von Häßlichkeit, den sie nicht fassen konnten. Die Hände lagen kraftlos auf dem Deckbett. Halmes saß halbaufgerichtet und wurde von weißen Kissen gestützt. Alles war weiß, das Haar, das Gesicht, das Hemd. Das Weißeste waren seine Augen. Man konnte beinahe nichts anderes sehen als das Weiße darin.

Lindemo hätte ihn nicht erkannt, wenn er es nicht gewußt hätte. Halmes war entsetzlich abgemagert. Die Backen bildeten zwei Vertiefungen mit blauen Adern darin. Die Nasenflügel hingen wie Lappen zu beiden

Seiten des Nasenbeins herunter. Der Mund war nur noch ein dünner Strich, der von dem blauen Farbton des Todes gezeichnet war.

Die beiden Frauen, seine Frau und seine Tochter, die gekommen war, um ihren Vater das letzte Mal zu sehen, saßen angstvoll und hilflos da. Der Tod lähmte alle drei mit seinem starken Griff.

Den stärksten Eindruck auf Lindemo machte Hales Stimme. Trotzdem sie wie eine schlaffe Saite klirrte, war sie metallisch hart und trotzig.

„Lindemo und ich wollen allein sein“, sagte er müde, aber bestimmt.

„Ich kann jetzt nicht weggehen von dir, Teis“, antwortete seine Frau bittend.

„Doch. Es dauert nicht lange.“

Da erhoben sie sich beide und gingen zögernd hinaus.

Lindemo fröstelte.

„Du bist nahe an der Tür des Todes, Hales.“

Lindemos leise Stimme bebte.

Der Kranke versuchte, den Kopf zu drehen, daß er Lindemo richtig ansehen konnte. Aber es gelang ihm nicht. Nur ein stierer Seitenblick wurde daraus, der das Weiße in seinen Augen noch mehr hervortreten ließ.

„Ja, ich bin nahe an der Tür des Todes. Und – der Hölle.“

Lindemo versuchte, einen Klumpen in seinem Halse zu schlucken, bekam ihn aber nicht hinunter.

„Sage das nicht, Hales“, flüsterte er mit versagender Stimme. „Denk daran – die Tür zur Gnade ist gleich daneben.“

„Ach ja. Aber die Tür zur Gnade ist verschlossen. Und die zur Hölle steht weit offen. Sie ist wie ein Rachen, Lindemo. Und bald muß ich hinein.“

Lindemo schauderte.

„Willst du denn dort hinein?“

„Nein, aber ich gehöre dahin.“

Die plötzlich geballte Faust auf dem Deckbett zitterte. Halmes schloß die Augen einen Augenblick, aber Lindemo schien es, als stierten ihn nun die Augenlider angstvoll und weiß an.

„Du kannst ja nicht sprechen, Halmes. Höre statt dessen auf mich. Die Gnade –“

Der Kranke unterbrach ihn.

„Ich habe nach dir geschickt, um zu dir zu sprechen. Nicht um dich zu hören. Du hast auch nichts zu sagen, Lindemo. Oder doch? Bist du lebendig genug, um zu einem Sterbenden zu reden?“

Lindemo war es plötzlich, als sei er ein Angeklagter und stünde vor dem Richter. Er feuchtete seine Lippen an, um etwas zu sagen, aber es kamen nur undeutliche Laute heraus.

„Nein, es ist nicht leicht, Worte zu finden – vor der Tür zur Hölle, Lindemo. Dazu muß man schon daran gewöhnt sein wie ich. Ach, ich muß dir darüber einiges sagen.“

Lindemo machte eine verzweifelte Handbewegung. Aber die Stimme des Kranken fuhr unbeirrt und trotzig fort: „Ich weiß mehr über die Hölle Bescheid als du. Denn du hast nur davon gehört, ich habe sie aber erlebt. Ich komme nicht in die Hölle, Lindemo – ich bin dort.“

Es sah wirklich so aus, als wäre er dort.

Die gepeinigete Brust pfiß, während der Mund sich seitwärts verzog wie bei einem weinenden Kind.

Lindemo wagte nicht, sitzen zu bleiben.

„Setz dich wieder, Lindemo.“

„Ich bitte deine Frau hereinzukommen.“

„Nein. – Setz dich. Gott hat das Höllenfeuer nicht

entzündet. Jeder bringt das Feuer in seiner Brust mit. Ein entzündetes, schwelendes, glühendes, loderndes Brennen im Gewissen. Das ist schon die Hölle, Lindemo!“

„Ja. – Ja!“ stöhnte Lindemo.

„Es gibt verschiedene Grade in der Hölle, verstehst du. Das richtet sich nach dem Licht, das die Verlorenen hatten. Ich hatte Licht. Und ich hatte auch Gelegenheiten –“

Plötzlich wurde seine leise, zitternde Stimme zu einem gequälten Aufschrei: „Es brennt, Lindemo, es brennt hier drinnen! Die Hölle ist glühend heiß.“

Verzweifelt und hilflos saß Lindemo an Halmes Bett. Halb unbewußt fing er an, ein tröstendes Schriftwort herzusagen.

„Wenn wir bekennen –“

„Aber ich bekenne nicht!“ schrie Halmes. „Niemals – nie! Und du, Lindemo? Kommst du mir nach?“

Lindemo fühlte, wie er steif wurde. Er war jetzt ebenso weiß wie der Kranke.

„Nachkommen?“ stammelte er.

„Ja, kommst du mir nach in die Hölle? Du bist auf dem richtigen Weg dazu.“

„Ich – ich – verstehe nicht –“

„Doch, doch... Du verstehst das ganz gut. Bekennst du, Lindemo? – Das wird schrecklich für dich – bei deinem großen, hellen Licht – in das ewige Dunkel zu gehen.“

Die Rollen der beiden Männer waren vertauscht. Lindemo weinte plötzlich.

„Bist du besorgt um mich, Halmes? – Ich vermag nicht –“

„Ich auch nicht. Aber der reiche Mann war besorgt um seine fünf Brüder – da, wo er war.“

Wieder schloß Halmes erschöpft für eine Minute die Augen.

„Vielleicht kommt es, weil du zu gut zu mir warst, zu mir armem, einsamem Mann, der hier lebte, ohne irgendwohin zu gehören. Ach, ich war es ja selbst, der alle Türen vor sich verschloß. Lindemo! Lindemo! Kehre um, solange du Zeit hast!“

„Ja, Halmes. Meine Frau und ich haben darüber gesprochen in dieser Nacht. Heute gehe ich zu Hei und bringe die Sache in Ordnung.“

Da rollte die erste Träne über Halmes blauweiße Wangen. Seine Stimme war fast unhörbar, als er flüsterte: „Du bist glücklich dran, daß Hei noch am Leben ist und du ihn noch um Verzeihung bitten kannst.“

Wie vorhin wurde seine Stimme zu einem heiseren Ausruf: „Ach, wenn die doch noch alle lebten, vor denen ich bekennen müßte. Ach, lebten sie noch!“

Sein Mund wurde wieder zu einem bläulichen, verschlossenen Strich. Und das Entsetzen blieb wie eine Todeswolke über dem weißen Gesicht liegen.

„Nein, sage nichts, Lindemo. Ich bin – fertig – fertig. – Bitte sie herein.“

Die Stimme des Sterbenden war gebieterisch. Lindemo ging, um die Frauen zu rufen.

\*

Lindemo fühlte sich krank und elend. Rastlos lief er im Zimmer hin und her. Er wartete ungeduldig und zugleich furchtsam darauf, daß dieser Sonntagvormittag endlich soweit vorgeschritten sein möchte, daß die Zeit für einen Besuch bei Hei paßte. Wie er sich danach sehnte – und wie ihm davor graute!

„Wie wird er es aufnehmen, Margit?“



„Ich weiß es nicht, du. Aber dein Friede mit Gott ist gesichert, wenn du um Vergebung bittest.“

„Meinst du, daß ich jetzt gehen kann?“ Er sah auf die Uhr. Es war halb elf. Kirchzeit.

„Ja, Hermann. Jetzt kannst du gehen. Heute bekommst du deinen Segen bei Hei.“

Dort roch es nach Kohlsuppe. Frau Hei saß an ihrem gewohnten Platz am Küchentisch mit dem Blick auf das Fenster. Es gab ihr einen Ruck, als sie Lindemo kommen sah – einen Ruck von Erinnerungen. Aber dann blieb sie ruhig sitzen und rief gleichgültig „herein“, als es angeklopft hatte.

Hei befand sich drinnen in der Stube und besänftigte seinen üblichen Kater in der Morgenstunde mit einem Glas Bier. Auch er zuckte zusammen, als Lindemo von der Küche hereinkam.

Aber dann tat er harmlos. Er hatte heute ein besseres Gewissen als damals.

„Guten Morgen!“ sagte Lindemo.

„Guten Morgen. So, diesmal grüßt du? Ja, ja. Man besinnt sich.“

Die Worte und die rauhe Stimme waren zu trocken, um scherzhaft zu wirken.

„Na, was führt dich her, Lindemo? Hast du etwas auf dem Herzen? Oder kommst du vielleicht wieder mit der Pranke heraus?“

Lindemo lächelte betrübt.

„Ich hoffe, die Pranke kommt jetzt zur Ruhe. Man richtet damit nichts Gutes aus, glaube mir. Nein, ich komme, weil ich meine Sünde sehe und dich um Verzeihung bitten möchte.“

Hei blieb mit offenem Mund sitzen. Draußen in der Küche schrammte ein Stuhl, und Frau Hei stand in der Tür zwischen den beiden Räumen.

„So, sind Sie heute kleiner, Lindemo?“ sagte sie sanft, bevor ihr Mann zu Worte kommen konnte. Ihre Augen schimmerten so grün wie Schlangenaugen.

„Ja, ich bin kleiner, Frau Hei. So klein, wie Gott einen bittenden Sünder machen kann.“

„Ha, ha, ha.“

Sie lachte unbeherrscht und laut. Heute war er nicht gefährlich, dieser große Kämpfer. Ach, wie sie auf ihm herumtrampeln wollte. – Und sie trampelte.

Die weiche Stimme klang grauenvoll, als sie ihm eine Gemeinheit nach der anderen entgeschleuderte. Sie wühlte förmlich in seinen Eingeweiden herum und watete im Schlamm, daß es spritzte. Ein Abgrund tat sich hier plötzlich auf, von dem ein giftiger und übler Dunst aufstieg.

Wie sie sich rächte, indem sie ihn bis in die tiefsten Tiefen erniedrigte! Er war ihr nicht gefährlich, saß er doch da wie ein wehrloses Lamm – und es war ihr ein Vergnügen, ihn mit Worten hinzuschlachten.

Ein paarmal ballte Lindemo seine gefährlichen Hände. Aber er lockerte sie schnell wieder und betete hilflos zu Gott.

Endlich konnte er zu Worte kommen.

„Kannst du nicht deine Frau dazu bewegen, aufzuhören, Hei? Oder komm und geh mit mir irgendwohin, wo wir zusammen reden können.“

„Ha, ha! Irgendwohin! Du gehst nicht, Oskar. Er will dir nur in aller Stille an die Kehle.“

„Halte nun deinen Mund“, knurrte Hei gereizt. „Du hörst anscheinend nicht eher auf, bis du die Pranke wieder spürst.“

Die Aussicht auf etwas Derartiges machte sie bedenklich. Sie setzte sich hart auf die Bank.

„Vergibst du mir, Hei?“

„Nein.“

„Doch, Hei!“ sagte Lindemo bittend.

Hei zog plötzlich sein offenes Hemd über die eine Schulter zurück. Eine rotbraune Narbe am Oberarm kam zum Vorschein, die eindeutige Zeichnung von fünf Fingern.

„Das hier werde ich nie wieder los“, sagte er gereizt, „und es sind zehn Monate her, seitdem du mir dieses Zeichen aufgeprägt hast. So ist es noch an anderen Stellen. Dir vergeben? Nein!“

„Du mußt es. Meinetwegen und deinetwegen. Es gibt noch schlimmere Zeichen als diese hier – Spuren, die ebenso schwer oder noch schwerer wegzubekommen sind. Aber heute könnten wir doch einige davon entfernen, Hei.“

„Was sind das für Spuren?“

„Die Haßspuren in unserer Gesinnung. Aber nun habe ich meinen Haß gegen dich begraben. Begrabe doch auch du deinen Haß gegen mich – und – vergib mir!“

Der kleine Mann fühlte sich heute groß. Er empfand eine kribbelnde Befriedigung, den großen Lindemo hilflos zwischen seinen Händen zu haben. Er konnte mit ihm machen, was er wollte.

„So, du denkst, so leicht davonzukommen? Ich war viel zu milde mit dir. Ich hätte dich anzeigen können. Ob ich das nicht noch tun werde, weiß ich übrigens nicht.“

Da mischte sich Frau Hei ein: „Dazu ist es jetzt zu spät, du Narr. Du hättest tun sollen, was ich dir gesagt habe: ihn sofort anzeigen, dann hätte er –“

„Du hältst deinen Mund, hörst du.“ –

„Ich frage dich noch einmal, ob du mir vergeben willst.“

„Nein.“

„Nun gut. Ich habe mich vor Gott gebeugt und gedemütigt und auch vor dir. Und ich fühle, daß Gottes Friede in mein Herz gekommen ist. Wegen unseres täglichen Umganges hätte ich gern deine Vergebung gehabt. Du kannst mir wohl deine Vergebung verweigern, aber nicht Gottes. Ich bin frei geworden vom Haß, Hei, frei genug, um für dich zu beten. Lange bin ich friedlos einhergegangen, weil ich dich haßte, und ich weiß jetzt, daß ich mit einer solchen Gesinnung niemals Frieden finden konnte. Aber du kommst auch einmal vor Gottes Angesicht zu stehen, und Gott hat gesagt, daß er demjenigen nicht vergeben wird, der es anderen verweigert hat. – Vergibst du mir, Hei?“

Diesmal antwortete der andere nicht. Es sah so aus, als dächte er über das nach, was Lindemo gesagt hatte. In der Küche schlürfte seine Frau hin und her und ließ ihren Mann nicht aus den Augen. Jetzt hustete sie demonstrativ und warnend.

Hei nahm einen Schluck Bier, sagte aber nichts.

„Nun ja, dann gehe ich“, sagte Lindemo ruhig. „Wahrscheinlich komme ich nicht mehr her. Aber ich bin froh, daß ich mein Gewissen hier erleichtert habe, wo ich meinen Frieden verloren hatte. Ich habe ihn da wiedergefunden, wo ich ihn verloren hatte. Jetzt gehe ich. – Aber diese Stunde soll ein Zeugnis zwischen dir und mir vor Gott sein. Ich habe dich um Vergebung gebeten, aber du willst sie mir nicht gewähren. Leb wohl.“

Lindemo ging durch die Küche an Frau Hei vorbei, die mit verschlossenem Gesicht dastand. Er machte die Tür hinter sich zu und ging über die äußere Galerie. Die Frauen horchten an den Türen oder beobachteten ihn hinter den Gardinen.

Er war gerade bis zur Treppe gekommen, als eine Tür aufgerissen wurde und Hei hinaus auf die Galerie trat.

„Lindemo! Lindemo!“ rief er. „Komm noch einmal zurück.“

Lindemo ging denselben Weg zurück und wieder hinein. Er sah Hei fragend an.

„Das da – vor Gottes Angesicht stehen –“

„Ja, sicher.“

„Es lohnt sich eigentlich nicht, das zu riskieren.“

Lindemo gingen fast die Augen über.

„Danke, danke, Hei. Soll es nun gut zwischen uns sein?“

„Ja. – Ich war auch nicht gut gegen Jans.“

„Sollen wir uns darauf die Hand geben?“

„Ja. – Hier hast du sie.“

Die beiden Hände lagen ineinander. Hei war verlegen und stand da mit niedergeschlagenen Augen.

Lindemo wandte sich zu Frau Hei.

„Und Sie, Frau Hei? Wollen Sie mir nicht die Hand geben wie Ihr Mann?“

Aber sie drehte ihm den Rücken zu und rührte in ihrer Suppe, von der der Dampf wie ein Strahl hochstieg.

„Puh!“ sagte sie nur.

Lindemo blieb stehen und wartete, aber sie drehte sich nicht um.

„Kümmere dich nicht um sie“, sagte Hei mit komischer Mannhaftigkeit. „Mit Frauensleuten ist manchmal schwer auszukommen.“

Das letzte, was Lindemo von ihr sah, war ihr breiter Rücken.

Es war am Sonntagabend. Die Kapellentür ging unaufhörlich, und es sah so aus, als würde es im „Silo“ sehr voll werden. Mutter Jubel saß auf ihrem gewohnten Platz und hatte ihren Krückstock über die Lehne der Bank vor sich gehängt. Ihre krummen, gichtverzogenen

Finger arbeiteten mit dem Taschentuch herum, um sich die Augen zu trocknen, die in der kalten Märzluft angefangen hatten zu tränen. Sonst war sie froh gestimmt wie gewöhnlich und harrte erwartungsvoll dessen, was der Herr an diesem Abend zu geben hatte.

Simon Trak und sein Bruder saßen Seite an Seite. Jetzt waren sie in doppeltem Sinn Brüder. Sie ähnelten einander sehr. Aber es war entschieden interessanter, Simon anzusehen als seinen Bruder. Man mußte geradezu Vergnügen daran haben, sein Gesicht zu betrachten mit den vielen Falten und Vertiefungen. Überall in diesen Vertiefungen und Falten lagen tiefsinnige Gedanken und schlummerten.

Holmviks Familie benötigte fast eine Bank für sich allein, denn es sah so aus, als gehörte Hardi jetzt zu ihnen. Sie saß an der Seite ihres jungen Tischlers, dessen Gesicht von Zeit zu Zeit schalkhaft aufleuchtete. Frau Holmvik mußte immer an seiner anderen Seite sitzen. Sie hatte wohl ein Recht dazu, sie, die seine Mutter war!

Holmvik achtete sorgsam darauf, daß alles in der Gemeinde korrekt und pünktlich zging. Er stellte fest, daß nur noch ein paar Minuten bis zum Beginn fehlten, so daß die da oben auf der Empore nun endlich mit dem Stimmen fertig sein mußten. Na, schließlich würde es wohl alles in Ordnung gehen.

„Ha-i“, kam es gedämpft aus der Mitte der Versammlung.

Das war wieder Andreas Malm, der gähnte. Die Jahre drückten ihn nieder, und der müde Wandersmann sehnte sich nach dem ewigen Frieden.

Frau Platen war schwarzgekleidet und blaß. Ihre zweite Tochter hatte sich in die große Stille hineingehusst. Nun war sie so einsam – so einsam...

Hier und da fand man ein junges, bleiches Glasbläsergesicht. Die Bekehrten aus der Erweckung vom vergangenen Jahr lächelten, und man sah ihnen an, daß sie sich hier wohl und zu Hause fühlten.

Lindemo und seine Frau saßen mitten in der Versammlung. Über den Gesichtern der beiden lag es wie ein Glanz von Abendsonne.

Nun begann der Chor.

Während er sang, knirschte die Tür so leise und fast unhörbar, daß nur die Leute ganz hinten sich umdrehten. Ein gutgewachsener junger Mann kam herein. Das braune Haar kräuselte sich um die Stirn, und die Augen – nein, das eine Auge war steif und tot. Er suchte sich auf der hintersten Reihe einen Platz.

Es war eine Versammlung wie immer, ohne besondere Programmpunkte. Es wurde gesungen und gebetet. Der Prediger sprach, und die Hörer nahmen es willig auf.

Nur Holmvik bedachte, ob alles gut und richtig vor sich ginge. Ja, es war schön und alles richtig hier, nur – Nein, daran sollte man jetzt nicht denken. Das war schon so lange her. Er warf einen Blick auf Lindemo.

Was war übrigens mit Lindemo an diesem Abend? Holmvik sah noch einmal hin. Aber er konnte es nicht herausfinden.

Die Predigt war vorbei, und es wurde wieder gesungen.

„Nun halten wir es wie immer“, sagte der Prediger. „Jetzt kann frei Zeugnis abgelegt werden.“

Es entstand die übliche Pause. Der eine wartete auf den anderen.

Da stand Lindemo auf und ging schnell nach vorn. Sein Gang hatte etwas von seiner alten Elastizität, war aber nicht mehr so stolz.

Ein Flüstern ging durch die Versammlung.

„Lindemo? Was will denn der?“

Es war das erste Mal, daß er nach vorn ging seit damals. Sollte er so dreist sein und hier wieder auftreten wollen – gar Zeugnis ablegen?

Ein paar Leute hatten die Köpfe gesenkt. Aber sie erhoben sie schnell wieder, sie wollten ja hören und sehen.

Mutter Jubels Gesichtszüge waren eine Mischung von Angst und Hoffnung.

Holmvik kam nicht dazu, zu brummen.

Frau Lindemo und Hardi saßen ruhig und freudig da.

Der einzige, der die Situation richtig erfaßte, war Simon Trak. Ein kleines Lächeln spielte um den zerfurchten Mund, und seine Augen blickten klar und erwartungsvoll.

„Ich kann sehen, was ihr denkt“, sagte Lindemo bescheiden. Seine tiefe Stimme vibrierte leicht. „Ihr wundert euch darüber, daß ich mich hier nach vom gewagt habe. Ich stehe nicht hier, um Zeugnis abzulegen. Ich will meine Sünde der Gemeinde bekennen.“

Die Stimmung schlug auf einmal um. In manchem Auge schimmerten Tränen, und Mutter Jubel sagte deutlich hörbar: „Gott sei Dank!“

„Seitdem das Schreckliche bei Hei geschah, von dem ihr alle wißt, bin ich friedlos und gedrückt einhergegangen. Ich glaubte, daß ich es sei, dem Unrecht geschehen war, und ich nährte den schwelenden Haß in meiner Seele. Dann trat eine Wendung in meinem Zustand ein. Mein Haß gegen Hei verlor an Kraft. Ich kehrte zu meinen christlichen Gewohnheiten zurück – doch ohne Buße getan, ohne Vergebung erlangt zu haben.“

„Aber“, fuhr Lindemo fort, „Gott verschloß die Hintertür vor mir und zwang mich, durch die vordere Tür einzugehen, durch die schmale Tür, wo man nur hin-



durchkommt, wenn man ein ehrlicher Sünder ist. Ich habe von Gott volle Vergebung erlangt. Heute war ich bei Hei und habe meine Sache mit ihm ins reine gebracht. Er hat mir verziehen. Und nun stehe ich hier vor der Gemeinde und bitte auch euch, mir Vergebung zu gewähren.“

Lindemo versagte plötzlich die Stimme. Er ging bewegt zurück und setzte sich. Viele weinten.

Der neue Gemeindevorsteher stand auf. Er brachte seine und der Gemeinde Freude zum Ausdruck über das, was hier geschehen war. „Viele Gebete sind für dich, Lindemo, emporgesandt worden im vergangenen Jahr – seit – ja, ihr wißt, was ich meine. Heute abend hat Gott die Antwort darauf gegeben. Wir wollen Lindemo wieder in unseren brüderlichen Kreis aufnehmen. – Willkommen – Lindemo!“

Simon Trak nahm sich nicht die Zeit, darauf zu warten, daß die Versammlung zu Ende ging. Er mußte zu Lindemo und ihm die Hand drücken. Sein runzeliges Gesicht leuchtete vor Freude.

Es murmelte und summte rund herum. Mutter Jubel fing an, laut zu beten und zu danken, während jeder ihrer Finger, die sie zu falten versuchte, einen anderen Weg nahm. Man spürte, wie die ganze Versammlung innerlich mitbetete.

Der Prediger erhob sich und schlug ein Lied vor. Aber mitten in seiner Ansage hörte er auf, denn da war ein junger Mann hinten an der Tür aufgestanden. Er hielt sich krampfhaft an der Lehne vor ihm fest. Auf jeder Backe war ein roter Fleck in dem bleichen Gesicht, und die Augen – das eine lebte, aber das andere war tot. Aber in beiden schimmerten Tränen.

Fast alle hatten sich umgedreht und sahen den Jüngling an, der da stand und sich vergeblich mühte, irgend

etwas zu sagen. Auch Frau Lindemo hatte sich umgedreht. Sie stand erschrocken auf, setzte sich aber gleich wieder hin und stieß ihren Mann an, der mit dem Kopf in den Händen dasaß.

„Hermann! Hermann! Das ist Jans!“

Wie unter einem Zwang standen sie alle beide auf.

Aber Jans rief mit einer Stimme, über die er kaum die Herrschaft hatte: „Das war ja meine Schuld – das mit dem Vater, versteht doch! – Ach meine Sünde, meine Sünde. Betet für mich!“

Im nächsten Augenblick lagen alle auf den Knien. Lindemo ging zur Tür und kniete an der Seite seines Sohnes nieder. Sie waren zwei verlorene Kinder, die ins Vaterhaus zurückgefunden hatten.

Rund herum stiegen Gebete und Lobgesänge auf zu Gottes Thron, der Macht hat, seinen Sündern auf Erden zu vergeben.

Die abgebrochene Erweckung erwachte zu neuem Leben.

In dieser Nacht starb Halmes.

Eine prächtige Familie, diese Lindemos! Das ist der Eindruck, den zumindest ihr Oberhaupt, Hermann Lindemos, Sortierer in einem Glaswerk, von den Seinen hat. Er schreibt diese Tatsache nicht zuletzt sich selbst und seinem Einfluß zu und streut sich dafür gelegentlich Weihrauch. Übrigens ist er auch der Vorsteher einer kleinen, aber geistlich sehr lebendigen Gemeinde in einer nordischen Kleinstadt, die auf eine Erweckung wartet und sie dann tatsächlich erlebt. Auch in diesem Kreis schaut man an Lindemo herauf, bis der Tag kommt, da bei ihm aus schwelender Glut die Flamme des Zornes hochschlägt. Der sonst so beherrschte und freundliche Mann vergißt sich völlig und vergreift sich an den schwächlichen Jonas Hei, der Lindemos Sohn Jans betrunken gemacht hat, um damit den Vater und seine Stellung in der Gemeinde zu treffen. Mit der Erweckung ist es nun aus – und mit Lindemos geistlichen Leben auch. Er vermag den schwelenden Haß gegen den, der seinen Sohn ins Unheil und ihn selbst in Schande gestürzt hat, nicht zu überwinden. Gott muß ihn noch tiefer hinabführen, bis er sich als verlorenen Sünder erkennt, nach Vergebung fragt und sie dann auch von Gott und Menschen erlangen darf.

Gewiss ein spannendes und aufrüttelndes Geschehen – aber es ist fast sicher, daß dieses Buch auch Ärger erregen wird. Hier wird so unbefangen und selbstverständlich von Erweckung und Bekehrung, von Verlorengelassenen und Erretteten gesprochen, wie wir es in unseren christlichen Kreisen in Deutschland nicht – oder nicht mehr – kennen. Ob uns über der Scheu, diese Worte zu gebrauchen, nicht unversehens manches von dem Anliegen selbst verlorengelassen ist? Lassen wir uns ruhig schockieren! Wenn durch dieses Buch die oft nur noch schwelende Glut unserer Hingabe wieder zu heller Flamme entfacht wird, hat es seine Aufgabe erfüllt.

## Schwelende Glut

Eine prächtige Familie, diese Lindemos! Das ist der Eindruck, den zumindest ihr Oberhaupt, Hermann Lindemo, Sortierer in einem Glaswerk, von seiner Familie hat. Er schreibt diese Tatsache nicht zuletzt sich selbst und seinem Einfluss zu, wofür er sich gelegentlich selbst beweihräuchert. Übrigens ist er auch Vorsteher einer kleinen, aber geistlich sehr lebendigen Gemeinde in einer nordischen Kleinstadt, die gerade eine Zeit der Erweckung erlebt. Auch in diesem Kreis ist er vielen ein Vorbild, bis der Tag kommt, da bei ihm aus schwelender Glut die Flamme des Zornes hochschlägt. Der sonst so beherrschte und freundliche Mann vergisst sich völlig und vergreift sich an dem schwächlichen Jonas Hei, der Lindemos Sohn betrunken gemacht hat, um damit den Vater und seine Stellung in der Gemeinde zu treffen. Mit der Erweckung ist es nun aus - und mit Lindemos geistlichem Leben auch. Er kann den schwelenden Haß gegen den, der ihn und seinen Sohn in Schande gestürzt hat, nicht überwinden. Gott muss ihn noch tiefer hinabführen, bis er sich als Sünder erkennt und es lernt, Gott und Menschen um Vergebung zu bitten. Gewiss ein spannendes und aufrüttelndes Geschehen das uns unkaschiert dargestellt wird. Hier wird unbefangen und selbstverständlich von Erweckung, Bekehrung, Verlorengehen und Errettung gesprochen, aber auch von der oft unterschätzten Gefahr, hinter christlichen Fassaden zu leben. Lassen wir uns ruhig mitnehmen! Wenn durch dieses Buch die oft nur noch schwelende Glut unserer Hingabe wieder zu heller Flamme entfacht wird, hat es seine Aufgabe erfüllt.

ISBN: 978-3-942629-60-7